

hEft

für literatur, stadt und alltag



Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 43 (12. Jg.), Januar 2016 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 2115966, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 8207 0024 0165 4300 00, BIC: DEUTDE33HAN // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Kerstin Wölke, Jörg Engelman // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Benedikt Rascop // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Johannes Jacobshagen // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten vier Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die nächste Ausgabe erscheint am 1. April 2016; Redaktions- und Anzeigenschluß: 22. Februar // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt, die Thüringer Staatskanzlei und die Sparkasse Mittelthüringen. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
 - 5 Von Hoffnung und Rosenkohl
 - 7 Fünf Fragen an: Feelman
 - 8 Fragmente aus der Abseitsfalle
 - 9 Kulturrauminitiative
 - 10 Literaturbüro
 - 11 Schrecken des 21. Jahrhunderts
 - 13 Redaktion empfiehlt
 - 15 Aus der Provinz: Pößneck
 - 17 Der rote Ronny
 - 20 KulturRiese
-
- 28 Fotostrecke: Lucio Aru und Franco Erre

Literatur

Sehet, was vor Augen ist

- 26 Hexenwerk
- 27 Die Autowäsche
- 29 Das absolute Gehör für die Untröstlichkeit
- 31 Spuk über der Stadt
- 33 Die Aufnahme, Teil 2
- 36 Martha Wagners Fahrt ins Glück

Hessus-Schreibwettbewerb

- 39 Die Sehnsucht nach Leben
- 41 Es gibt keine Sommer mehr
- 43 Aller golden Fall
- 46 Unser Ort. Nirgends
- 48 Das Ende der Leitung
- 51 Taktlos
- 53 Die Tür

- 47 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

eine kirschrote Mütze, überforderte Konsumenten, humanitäre Interventionen, verzweifelte Gemüseverkäufer, rassistische Landtagsabgeordnete, entleerte Dörfer, volle Parkplätze, unverstandene Kunstwerke, lockere Pflastersteine, ein azurblauer Himmel, immer wieder Ängste, lästernde Abstiegsgepenster, ungedeckte Haushaltsentwürfe, ein entspanntes Durchwurschteln, abgerissene Neubauten, undichte Fenster, runde Brillen, leere Eisbecher, verdreckte Tastaturen, ein leerer Stausee, hässliche Rückennummern, selbstausgedruckte Rechnungen, zu viel Ablenkung, schnurrende Katzen, überfüllte Zeltstädte, tschechische Langlaufschuhe, verzweifelte Grundschüler, duftende Wälder, lila Schuhe, neue Smartphones, unverputzte Stromleitungen, schnurgerade Autobahnen und immer wieder überforderte Konsumenten, quitschende Straßenbahnen, unterforderte Oppositionsführer, mustergültige Personalausweise, nasse Sneakers, verstaubte Wanderstöcke, heiße Krautrouladen, unverschämte Stromanbieter, ausgefallene Silvesterpartys, brennende Kerzen, wieder kein Schnee, wieder kein Stromausfall, freie Ausbildungsstellen, endlich Ruhe, permanentes Streaming, zu enge Hosen, korrupte Postboten, beschriebenes Flipchartpapier, digitale Formulare, ein verstopfter Drucker, ungelesene Zeitungen, duftender Kaffee, harte Brötchen, vermoderte Blumenkästen, lärmende Kehrmaschinen, vergilbte Fotografien, ein tropfender Wasserhahn, sinnlose Sprüche, ein heraufziehendes Gewitter, rasendes Lastkraftwagen, schon wieder überforderte Konsumenten, eine zerschlissene Kinderhose, riesige Müllberge, abgegrenzte Raucherbereiche, eine Sternschnuppe, und noch eine, salbungsvolle Reden, verschüttete Brunnen und wehende Fahnen – Was eben so alles vor den Augen ist ...

Die Redaktion

hEft in die Hand

Offene Redaktion am 3. Februar // 19:30 Uhr
Weinstein Le Bar, Kleine Arche 1, Erfurt

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt



Titelillustration: Johannes Jacobshagen
Der gebürtige Erfurter fühlt sich von Plattencovern und flämischen Comics beeinflusst. Er lebt und studiert in Leipzig, träumt davon später mal viele Kinderbücher zu illustrieren und findet es ein bisschen seltsam, sich selbst in der dritten Person darzulegen. Gern möchte er sich mehr in das künstlerische Berufsleben etablieren.
<http://johannesjacobshagen.tumblr.com>

Schöne Aussicht

Rückrufaktion

.....

Erfurt, 6. Dezember 2016. Pünktlich zu Nikolaus endete die viel beachtete und ausgesprochen erfolgreiche Rückrufaktion des KulturQuartier Erfurt e.V.

Vier Wochen lang waren ehemalige Stadträte, Stadtverwaltungsmitarbeiter, Ensemblemitglieder und sonstwie dem Alten Schauspielhaus verbundene Persönlichkeiten der Stadt Erfurt aufgerufen, altes Originalinterieur in Kellern und auf Dachböden, Wohnzimmern und Datschen zu suchen und im Rahmen einer Rückrufaktion an den angestammten Platz, das Schauspielhaus, rückzuüberführen.

Die Resonanz war enorm. Während einige Personen die anonymen Rückgabezeiten, werktags von ein bis drei Uhr in der Nacht bevorzugten, wählten andere bewusst die öffentlichen Rückgabezeiten am Nachmittag. »Als es seinerzeit darum ging, die Sofalandschaften des Foyers vor dem Verfall zu bewahren, habe ich nicht lange gezögert und meine Hilfe angeboten«, sagt Michael P.* Es täte schon weh, zukünftig auf das Sofa verzichten zu müssen, aber wenn man es genau nähme, war es eh stets zu wuchtig für die Gartenlaube.

Ähnliche Reaktionen gab es auch seitens der anderen Leihnehmer. Ein Kronleuchter, der auf den Stufen abgelegt wurde, war mit der Notiz versehen: »Vielen Dank für die Aktion; mir ist ein Licht aufgegangen. P.S.: Die Glühbirnen sind neu, die könnt ihr gerne behalten.« Drei Klappsitze mit grünen Bezügen stammen nicht aus dem alten Schauspielhaus. Sie sollen alsbald an ihren angestammten Platz weitervermittelt werden, der Verein freut sich über sachdienliche Hinweise.

»Sitzlandschaften, Lampen, Stühle – all das konnte dank des uneigennütigen Engagements erhalten werden«, freuen sich die Mitglieder des Vereinsvorstandes. Zwar konnten nicht alle Einrichtungsgegenstände auf diesem Weg zurückerlangt werden, aber der Erfolg spricht für sich. Es gibt bereits erste Nachahmer der Aktion. Der Verein der Buga-Freunde möchte ein Beet mit geborgten und in liebevoller Heimaufzucht gezogenen Setzlingen des Egaparks für Selbsteinpflanzler anlegen. Pflanztag ist der 1. Mai nächsten Jahres. /// rb

*der vollständige Name ist der Redaktion bekannt

Waffentechnik

.....

Erfurt, 4. Januar 2116. Die Welle von Flüchtlingen scheint kein Ende zu nehmen. Allein dieses Jahr haben über 100.000 Salebianer den Planeten Erde um Asyl gebeten. Nur durch die Kombination unseres binären Computersystems, mit dem der Salebianer, konnte eine gewaltfreie Lösung gefunden werden.

Eine unmittelbare Bedrohung durch die Außerirdischen ist trotz sehr viel weiter entwickelter Waffentechnik unwahrscheinlich. Der Volksvertreter sicherte uns zu, dass sie von der Versklavung der Humanoiden absehen, vorausgesetzt, wir machen nicht den ersten Schritt. Auf Saleb herrscht ein Bürgerkrieg, der den Fortbestand des Planeten gefährdet. Unsere Forscher sind enttäuscht, dass die Salebianer uns entdeckt haben und nicht wir sie. Allein der unabhängige Barbarenstamm Nordkoreas richtet seine veralteten Nuklearwaffen auf die Neuankömmlinge, doch die können getrost ignoriert werden.

Was aber nicht ignoriert werden kann, ist, dass unsere Kulturen grundlegend unterschiedlich sind. Wenn wir zum Beispiel lächeln, wirkt es auf die Salebianer, als würden wir unsere Eckzähne präsentieren, was eine Aufforderung zum Duell ist. Mehr als einmal gab es deshalb schon Handgreiflichkeiten. Oder dass bei ihnen Pilze als heilig gelten. Dass führt zu Streit, wenn man sich zum Beispiel ein Risotto bestellt. Oder der Arbeitsrhythmus. Der Tagesrhythmus auf Saleb entspricht circa einer Woche. Die Arbeitgeber jedoch haben deshalb Schwierigkeiten, ihnen Jobs zu geben. Es passt einfach nicht in ihren Plan.

Doch sie haben auch positive Aspekte. Beispielsweise ist ihre Technologie sehr viel höher entwickelt als unsere. Sie muss nur noch an unsere physikalischen Verhältnisse angepasst werden. Dann wird es Dinge wie Raketenstiefel oder Unter-Magma-Boote endlich geben. Außerdem liegt ihre Kriminalitätsrate bei nahezu null Prozent, das liegt an der Erziehung. Wenn wir alle unsere Kinder nach ihrem System erziehen würden, könnte auch unsere Kriminalität überwunden werden. Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg. /// kmm

Von Hoffnung und Rosenkohl

Die berühmte Schere zwischen Arm und Reich – nirgends wird deutlicher, was damit gemeint ist, als bei der Tafel. Hierher kommen die, die von dem wenigen Geld, das sie haben, nicht leben können. Während viele von uns mal eben 50 Euro für den Wochenendeinkauf an der Supermarktkasse ausgeben, müssen andere von diesem Geld einen ganzen Monat leben. hEFt-Gastautor und Local-Times-Redakteur Andreas Kehrer hat einen Tag lang bei der Erfurter Tafel gearbeitet und bewegende Geschichten gehört

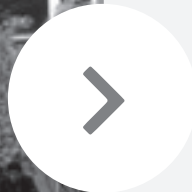
Es ist kurz vor Zehn am Freitagmorgen, als ich den Hinterhof der Auenstraße 55 betrete. Der graue, sozialistische Flachbau war früher vermutlich mal ein Kindergarten und sieht ziemlich trostlos aus. Nur der quietschgrüne Eingangsbereich verströmt ein kleines bisschen Freude. Vor dem Haus sitzen eine Hand voll Menschen in abgetragenen Sachen. Sie haben Taschen oder Einkaufstrolleys dabei. Sie warten, dass es 13 Uhr wird. Im Kellergeschoss des Hauses hat der Erfurter Tafel e.V. seinen Sitz. Auch im Inneren macht das Haus nicht viel her. Die Einrichtung ist spartanisch und funktionstüchtig, ein Tresen dient als Ausgabestelle.

Die Erfurter Tafel ist eine von über 900 Tafeln in ganz Deutschland. Von Montag bis Samstag erhalten Bedürftige hier Lebensmittel gegen einen kleinen Obolus. Einen Euro und fünfzig kostet ein kompletter Einkauf. Für Fleisch und Wurst gibt es einen Aufschlag von nochmals fünfzig Cent. »Bedürftig« sind Hartz IV-Empfänger, Aufstocker und inzwischen auch viele Geflüchtete. Die Tafel bezieht die Lebensmittel kostenlos aus den Supermärkten der Umgebung. Die Hauptzulieferer sind

REWE und Globus. Es sind aussortierte oder übrig gebliebene Lebensmittel bei denen das Mindesthaltbarkeitsdatum naht.

Nach einer kurzen Einführung weiß ich, wie der Hase läuft: Vormittags kommen Lieferungen mit in Kisten und Körben verpackten Lebensmitteln, die vorsortiert werden müssen. Fleisch und Milchprodukte kommen in die Kühltruhen hinter dem Tresen. Für Brot und Backwaren, gibt es einen eigenen Raum, genauso wie für Obst und Gemüse. In einem Kühlraum werden länger haltbare Lebensmittel untergebracht. Um 13 Uhr beginnt die Ausgabe. In der Auenstraße 55 hat die Erfurter Tafel etwa 20 Mitarbeiter, dazu kommen Zulieferer und Mitarbeiter in der Außenstellen am Roten Berg. Ein paar sind fest angestellt, aber die meisten sind ehrenamtliche Helfer.

Dem Paritätischen Wohlfahrtsverbandes zufolge leben 12,5 Millionen Menschen in Deutschland in Armut. So viele wie nie zuvor. Dennoch ist unsere Gesellschaft von Überfluss und Verschwendung geprägt. Laut WWF werden allein in Deutschland jährlich rund 18 Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen. Zum Vergleich: Die Deutschen verzehren gerade mal rund



54,5 Millionen Tonnen im Jahr. Das heißt, ein Viertel aller Nahrungsmittel landet in der Tonne oder – leider in den wenigsten Fällen – bei den Tafeln.

Ich werde der Obst- und Gemüse Abteilung zugewiesen und verbringe den Tag hier größtenteils mit Jan und Maik. Die beiden schauen zwar erst etwas komisch, weil ich ein Hemd trage und total overdressed bin (Ich dachte, wenn ich an der Ausgabe stehe, würde das einen guten Eindruck machen), schließen mich aber schnell ins Herz. Und ich sie. »Es ist eigentlich ganz einfach. Hier in der Mitte lagern wir alles, was reinkommt. In den Kisten am Rand sortieren wir vor. Da die Äpfel, hier die Trauben, da drüben Salate und so weiter. Zum Schluss verteilen wir alles gleichmäßig und gerecht auf die kleinen Körbe, die wir dann rausgeben«, erklärt Maik und drückt mir Latexhandschuhe in die Hand. »Die wirst du brauchen.«

Nach einer Stunde hab ich den Dreh raus. Ich weiß wo, was hinkommt und bin relativ schnell. Jedes Obst oder Gemüse wird auf Druckstellen und Schimmel kontrolliert. Manche Lebensmittel sind verpackt, andere liegen lose in den Kisten. Etwa zwei Drittel der Lebensmittel sind noch gut und zum Verzehr geeignet. Manche sehen sogar so lecker aus, dass mir selbst das Wasser im Munde zusammenläuft oder ich Lust bekomme, etwas zu kochen. Aber vieles ist auch dabei, was wir aussortieren müssen. Eine ganze Palette Weintrauben kommt in den Abfall, weil sie durch und durch von Schimmelsporen verseucht ist. »Mandarinen sortieren ist das Schlimmste. Ich hasse die Dinger«, sagt Jan und hat damit nicht ganz Unrecht. Auch ich verziehe bei jeder zweiten Mandarine angewidert das Gesicht. Entweder schimmeln sie oder sind so matschig, dass mir beim Abtasten Saft aufs Hemd spritzt. Verdammte Axt!

Jan und Maik sind sehr gesprächig. Sie erzählen mir viel über die Tafel und wie es hier so abläuft. Zum Beispiel, dass Kommunikation ein riesiges Problem darstellt. Die Mitarbeiter sprechen fast nur Deutsch, die Bedürftigen häufig aber Russisch, Arabisch, Türkisch und andere Sprachen. Verständigung ginge öfters nur mit Händen und Füßen. Hinter dem Tresen hängt ein Plakat, das vielleicht wirklich noch aus den Tagen stammt, als das Haus eine Kindertagesstätte war. Darauf abgebildet sind verschiedene Tiere. »Da zeigen wir dann halt drauf, wenn die Leute wissen wollen, was für Fleisch wir ihnen geben können. Schweinefleisch wird nicht gern genommen«, sagt Jan. »Und den leckeren Rosenkohl mögen die Leute auch nicht«, scherzt Maik.

Wir sprechen während der Arbeit auch über Persönliches. Jan zum Beispiel leistet Sozialstunden ab. Er hatte früher ein ernstes Drogenproblem und wurde damals bei einem Einbruch erwischt. Das ist jetzt über zwei Jahre her. Er erzählt mir, dass er von Chrystal Meth abhängig war. »Ich habe heute noch unerklärliche Magenschmerzen. Das Zeug macht dich innerlich total kaputt«, sagt er. Nach dem Entzug habe er für Zalando

gearbeitet, sei da aber raus geflogen, weil er zu langsam gewesen sei. Kaum vorstellbar, schließlich sortiert er Obst und Gemüse zigfach schneller als ich. Nach der Entlassung sei er nochmal rückfällig geworden, aber inzwischen ist er seit drei Monaten clean. Er hat Frau und Kind; er ordnet sein Leben. Die Arbeit bei der Tafel gibt seinem Alltag Struktur.

Und auch für Maik ist die Tafel eine wichtige Stütze in seinem Leben. Er ist 39 Jahre alt und seit September macht er hier Bundesfreiwilligendienst. Früher war er mal Lastwagenfahrer. Über zehn Jahre fuhr er durch ganz Europa, immer auf der Hatz von Termin zu Termin. Irgendwann hat er hingeschmissen. Er konnte nicht mehr, war ausgebrannt und wurde depressiv. Heute hilft ihm die Arbeit bei der Tafel nicht den Mut zu verlieren. Anderen zu helfen, gibt ihm nicht nur ein gutes Gefühl, es ist seine Art von Therapie. Als ich die beiden frage, ob ich diese Geschichten in meinen Artikel schreiben darf, sind sie gerührt und auch stolz. Maik und Jan stehen mit ihren Schicksalen stellvertretend, für all die Menschen, denen die Tafel Hoffnung gibt.

Um 13 Uhr ist es dann so weit. Die Tafel öffnet ihre Türen, vor der sich schon eine lange Schlange gebildet hat. Nicht mehr als drei Personen gleichzeitig werden an den Tresen vorgelassen. Sie zeigen ihren Tafelausweis vor und bekommen dann – je nach Familiengröße – Rationen zugeteilt. Brot, Kuchen, Joghurt, ein bisschen was Süßes und natürlich auch einen Korb voll Obst und Gemüse. Den Rosenkohl möchte tatsächlich keiner. Das ein ums andere Mal kann ich mit meinen Englischkenntnissen aushelfen, wenn es Kommunikationsprobleme gibt, aber immer klappt das nicht. Als ein junger Mann mit dem Ausweis seiner Cousine Lebensmittel abholen möchte, kommt es zu einer lautstarken Auseinandersetzung. So etwas kommt hier immer wieder mal vor. Manche sehen die Tafel als selbstverständlich an, sind undankbar oder werden sogar unverschämt. Aber schwarze Schafe gibt es überall. Die meisten Menschen, die hier herkommen, sind dankbar und manche haben sogar schon ein freundschaftliches Verhältnis zum Personal.

Um 15 Uhr ist die Ausgabe vorbei. Manchmal geht es schneller, meistens dauert es aber länger. Ein Bauer aus der Umgebung holt das überschüssige Obst und Gemüse, sowie die Abfälle ab. Er verfüttert sie an seine Tiere. Auch in dieser Hinsicht ist die Tafel ein Gegenentwurf zu unserer verschwenderischen Gesellschaft. »Bei uns kommt nichts weg«, sagt Maik und fängt an, leere Kartons aufzulesen. »Jetzt wird noch aufgeräumt, damit es am Montag wieder weitergehen kann«. Denn spätestens um Zehn werden auch dann wieder die ersten vor der Tür warten. Warten, dass es 13 Uhr wird. /// Text und Foto: Andreas Kehrer

Fünf Fragen an:

Feelman

Geehrter Herr Feelman, schön, dass wir uns heute im Erfurter Dom, im Hörsaal Coelicum treffen, um ein wenig über die Bibel nachzudenken. Der Dom ist heute wieder abgedunkelt. Mit »Sehet, was vor Augen ist« beginnt ein Abschnitt eines Briefes, den Paulus an die Korinther schrieb, der sogenannte »Tränenbrief«. Der Satz ist zwar an jener Stelle inhaltlich nicht von Bedeutung, a... Ah! Ich liebe diesen Satz! Er ist fantastisch! Es ist schließlich die Aufforderung, das, was vor Augen liegt, zu sehen und nicht, was hinter Augen ist. Das wäre ja Gehirn. Nein, nicht auf den Verstand verweist er, sondern auf sinnliches Wahrnehmen. Was sollen die Korinther vor Augen sehen?

Den Brief? Da geht es auch um Lügenapostel, die nicht das richtige Evangelium verkünden. Wem soll man trauen? Dem, der behauptet, dass er ein wahrer Apostel ist? Der an späterer Stelle auch von seinen Geistererscheinungen berichtet? Wenn ich ihre Sehgläser – darf ich? – einmal kurz entwende. Noch fix das Licht gedimmt ... Sie merken gerade selbst, wie schwer es Ihnen als Schwachsichtiger fällt, zu lesen. Sie tapen im Dunkeln, fühlen Angst. Sie brauchen jemanden, der zu ihnen im Dunkeln spricht. Und ihnen die Welt erklärt.

Herr Feelman, Sie sind von Haus aus Visionär ... Vorsicht, Stufe! Hat nicht wehgetan. Als Unternehmergeist stehe ich Firmengründern zur Seite, seinerzeit auch Paulus. Ich bin die Erscheinung, die er hatte, damit er weitermacht. Als nach seinem Tod immer mehr Leute Zugang zu seinen Schriften hatten, wurde mir ein wenig bange, was die Auslegung betrifft. Ich sehe es an Ihnen. Sie können nicht mehr unterscheiden, wer ein wahrer Apostel sein soll und wer nicht, dabei sagte Paulus doch schon, dass es offensichtlich sei, wenn man Jesus zum Maßstab nehme, dann erkenne man die richtigen. Im Laufe der Zeit wurden die Menschen immer kurzsichtiger, weil sie auch zu lange arbeiten, das schadet den Augen. Bei Samuel steht noch: »Der Mensch sieht, was vor Augen ist, der Herr aber sieht das Herz an.« Es ist Gottes Wort, aber es stimmte zumindest beim ersten Satzteil nicht mehr.



So habe ich beschlossen, mich an einen Augenoptiker zu hängen, der dafür sorgt, dass jeder Zugang zu einem Kassengestell bekommt, vor allem einkommensschwache Menschen, die besonders auf den Glauben angewiesen sind.

Herr Feelman, fällt es Ihnen nicht schwer, zu sehen, wie Menschen für niedrige Löhne, zu absurden Arbeitszeiten in Brandenburg Brillenfassungen herstellen? Und jetzt haben diese Menschen auch noch Angst vor Flüchtlingen. Und gehen auf die Straße. Oh, bitte fangen Sie nicht an zu weinen! Natürlich bricht es mir das Herz, ich bin ja Feelman, nothing more than Feelman, aber immerhin sind die Brillen nicht mehr so hässlich wie am Beginn unserer Karriere.

Was wir gerade auf den Domplatz sehen – geben sie mir meine Brille zurück – was habe ich da vor Augen? Lügenapostel? Wahre Gefühle und Verblendung.

/// Interview: Kerstin Wölke

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Sehet, was vor Augen ist ...

... Platz 16, 21 Punkte, die Abstiegsplätze in Sichtweite, die letzten wirklich großen Erfolge sind eine Ewigkeit her und auf Schwarz-Weiß-Aufnahmen zu bestaunen. Die Vereinsgeschichte, die der Verbundenheit der Thüringer mit ihrem RWE, ist eine Geschichte der Leidensfähigkeit. Selbst die Vereinshymne zeugt davon, wenn es dort heißt: »Auch wenn es dir mal scheiße geht, wir steh'n zu dir, weil's weiter geht.« Dabei ist »mal scheiße« beim Klub eine äußerst dehnbare Angelegenheit. Im Allgemeinen ist der RWE-Fan auch eher mitelfröhlich, also keiner der generell gleich aus der Hose hüpf, wenn es mal läuft.

Symptomatisch dafür ist auch das letzte Hochereignis des RWE. Nachdem es jahrzehntelang keine Auszeichnungen für den Drittliga-Dino gab, hat sich der FC Rot-Weiß Erfurt kurzerhand was Eigenes einfallen lassen und die ehemaligen DDR-Oberligaspieler Jürgen Heun, Wolfgang Benkert und Rüdiger Schnuphase zu Ehrenspielführern des Vereins ernannt. Dafür gab es eine schicke Urkunde und eine Ehrenspielführerbinde. Beides bekommt einen Ehrenplatz in der neuen Fußball-, äh Multifunktionsarena. Da darf man schon mal ganz dolle stolz sein.

Gut, im Gegensatz zum aktuellen Spielkader war Jürgen »Kimme« Heun ein Toptorjäger – in 341 DDR-Oberligaspielen erzielte er 114 Tore. Benkert hütete von 1972 bis 1985 in 256 DDR-Oberligaspielen erfolgreich das Tor und Schnuphase war 1974 als einziger Erfurter Spieler für die DDR bei der Weltmeisterschaft in der Bundesrepublik Deutschland dabei. Ja, da darf es auch schon mal eine Urkunde und eine Binde mit Ehrenplatz sein. Oh Gott, wie niedlich!

So sieht sie also aus, die aktuelle Situation des FC Rot-Weiß Erfurt, der am 26.1.2016 sein 50jähriges Jubiläum feiern wird und offensichtlich in der Hochphase seiner Midlife-Crisis angekommen ist – die Haare werden dünner, die Leistungsfähigkeit nimmt ab und das Gewicht zu.

Die Geschichte der Midlife-Crisis wird meistens so erzählt: Da ist ein Mensch, zwischen 40

und 50 Jahren, meist männlicher Natur, der hat einen Job, womöglich noch den, den er immer haben wollte, eine Familie, Frau, vermutlich noch die, die er immer wollte. Kinder, vielleicht sogar ein Haus, und ist total unzufrieden. Er will es nochmal neu, nochmal anders. Neuer Job. Neue Frau. Auf jeden Fall aber eine andere Frisur und Sportschuhe, passend zum neuen Sportwagen. Eine Veränderung nicht aus Lust am Leben, sondern aus Verzweiflung, womit wir wieder beim RWE wären. Junger Trainer, Spieler, die sich meist mehr für ihre Frisur und Cremes als für das Geschehen auf dem Platz interessieren, und ein neues Stadion: Merken Sie was?! Das Schlimme ist, dass es sich beim Midlife um eine doppelte Misere handelt. Nicht nur, dass man unter den enttäuschten Erwartungen leidet, gleichzeitig verflüchtigt sich auch noch der optimistische Ausblick in die Zukunft. Da wird es ziemlich schwer mit dem im Leitbild des Erfurter Fanrat formulierten Anspruch: »Wir wollen der erfolgreichste Fußballverein in Thüringen sein und unseren Anspruch, Thüringens Nummer 1 zu sein, immer wieder nachweisen.« Donnerwetter, da setzt man aber viel Hoffnung in einen 50-Jährigen.

Aber es gibt Hoffnung. Auch die Wissenschaft beschäftigt sich seit Jahren mit der Midlife-Crisis. So zeigen verschiedene Studien, dass die Lebenszufriedenheit statistisch gesehen u-förmig verläuft. Das heißt, man beginnt das Leben auf einem hohen Zufriedenheitsniveau. Ab 30 nimmt die Zufriedenheit ab. Zwischen 40 und 50 Jahren ist sie dann – das ist das Tal, das man Midlife-Crisis nennt – auf dem niedrigsten Level. Ab 50 steigt sie wieder auf ein ähnlich hohes Niveau wie in jungen Jahren. Das ist eine Regularität, die man in über 80 Ländern gefunden hat, und – das ist besonders interessant – völlig unabhängig von Bildung, ausgeübtem Job oder ob Kinder vorhanden sind oder nicht. Na, wenn das nicht hoffnungsfroh stimmt. In diesem Sinne: Allen ein gesundes neues Jahr.

/// Stefan Werner

Gestaltungsspielräume einfordern!

Die Kulturrauminitiative Erfurt fordert nichts Geringeres als die Umsetzung des städtischen Kulturkonzeptes – und stößt auf offene Ohren bei Politik und Verwaltung. Mit der neuen Kulturförderrichtlinie der Stadt verringern sich derweil die bürokratischen Hürden für Vereine. Auch eine kurzfristige Förderung kleiner Kulturprojekte ist nun möglich – allerdings nur, wenn es einen bestätigten städtischen Haushalt mit einem Projektförderbudget für freie Kulturträger gibt

»Kulturpolitik ist kein nachgeordnetes Politikfeld, sondern ebenso bedeutsam für das Leben und die Zukunftsfähigkeit einer Kommune, wie Soziales, Wirtschaft, Bau und Verkehr«, heißt es in der Präambel des Kulturkonzeptes der Landeshauptstadt Erfurt. Und weiter: »Auf kaum einem anderen Gebiet kommunaler Politik und Verwaltung hat die Stadt einen so großen Gestaltungsspielraum.« Diese Sätze ernst zu nehmen und daraus Forderungen abzuleiten, mag angesichts der derzeitigen desolaten Haushaltslage der Stadt und der Herausforderungen – etwa bei der Flüchtlingsintegration – zunächst vielleicht deplatziert wirken. Denn Kultur als »freiwillige Aufgabe« ist in der Regel der Bereich, der als erster den Sparzwängen zum Opfer fällt. Und ohne Geld, keine Kultur. Aber es gibt ja noch das Dazwischen.

Die Kulturrauminitiative Erfurt, ein Zusammenschluss unterschiedlicher Vereine und Personen der freien Kulturszene der Stadt (wir berichteten), hat nun einen Anlauf unternommen, sich Gehör zu verschaffen und dieses Dazwischen, diese Gestaltungsspielräume einzufordern. In einem Papier, das die Initiative im November in den Kulturausschuss eingebracht hat, fordert sie nichts Geringeres als die Umsetzung des städtischen Kulturkonzeptes. Konkret geht es etwa um eine flexiblere und unbürokratischere Gestaltung der städtischen Kulturförderung, einen selbstverwalteten, städtisch finanzierten Kulturfonds und um den Erhalt bzw. die Erschließung von Räumen für Kunst und Kultur in der Stadt. Ein wichtiger Punkt dabei ist die Forderung nach einer stärkeren Einbindung der Kulturakteure in die Entscheidungsprozesse von Politik und Verwaltung, wenn es beispielsweise um Förderentscheidungen oder um städtische, für Kultur nutzbare Immobilien geht. »Die Reaktionen im Kulturausschuss waren sehr positiv und haben uns ermutigt, weiter

dran zu bleiben«, sagt Friederike Günther von der Kulturrauminitiative. Nun sollen die Forderungen konkretisiert und Stück für Stück in die Fraktionen und den Stadtrat eingebracht werden. »Wir wollen weiter Druck aufbauen. Das wird allerdings eine Menge Engagement und Durchhaltevermögen erfordern«, ist sich Friederike Günther sicher.

Dass dieses Engagement schon erste Früchte trägt, zeigt sich in der überarbeiteten städtischen Kulturförderrichtlinie, die im November in Kraft getreten ist. Durch die Einbindung der Kulturszene in den Überarbeitungsprozess konnten wichtige Forderungen gestellt werden. Ein Teil davon hat dann tatsächlich Eingang in die von der Kulturdirektion erarbeiteten Richtlinien gefunden. Das ist keineswegs selbstverständlich und umso begrüßenswerter. So müssen Vereine für ihre geförderten Projekte nunmehr nicht mehr 20, sondern nur noch zehn Prozent der Gesamtsumme als Eigenanteil selbst erwirtschaften, was für Kulturprojekte, die in der Regel wenig Einnahmen generieren können, ein Segen ist. Ferner wurde mit der neuen Förderrichtlinie das Abrechnungsprozedere nach Projektende vereinfacht. Und – das ist vielleicht die wichtigste Neuerung – es gibt es nun neben der regulären Projektförderung, die schon im November des Vorjahres beantragt werden muss, eine flexible Förderung für Projekte bis 500 Euro. Anträge dafür können bis sechs Wochen vor Projektbeginn gestellt werden und sollen kurzfristig von der Kulturdirektion beschieden werden. Wie allerdings die praktische Umsetzung aussehen wird, muss man sicherlich abwarten. Denn klar ist: ohne bestätigten städtischen Haushalt mit einem Projektförderbudget für freie Kulturträger kein Geld. Und wenn – wie in diesem Jahr – erst im Oktober über das Geld verfügt werden kann, nützt alle Flexibilität wenig.

/// **Thomas Putz**

Kontakt zur Kulturrauminitiative: rike@werft34.de

Neue Kulturförderrichtlinie unter www.erfurt.de

Ist das Tote hier?

Ranis bei Pößneck, kurz nach der Wende. Ein Haus. Der Mann kommt früher heim, die Frau liegt auf dem Bett, der Liebhaber versteckt sich darunter. Die Frau sagt, es gäbe Ratten im Keller. Der Mann bestellt den Kammerjäger. Der nennt sich »Hunter«, spricht in der dritten Person von sich und begrüßt die Anwesenden mit dem Satz: »Ist das Tote hier?« Bald darauf klingelt es. Draußen steht Reinhardt Stöhr, der frühere Besitzer des Hauses, bevor er sich vor Jahren in den Westen absetzte. Nun steht er wieder hier und will gleich einziehen. Gemeinsam mit seiner Tochter Esmeralda, die aber eigentlich Susann heißt, und sich folgendermaßen vorstellt: »Ich bin nicht seine Tochter! Der Mann hat mir fünf Mark versprochen, wenn ich sage, dass ich seine Tochter bin«. Was dann passiert ist unerhört turbulent, überraschend, komisch, grotesk – vor allem aber unterhaltsam!

Reinhardt Stöhr ist der »ungebetene Gast« in Steve Kußins gleichnamigen Kurzdrama, das gerade gemeinsam mit einem weiteren Drama, zwei Balladen und fünf Kurzgeschichten unter eben jenem Titel erschienen ist. Darin begibt sich der Autor in die alltäglich Welt des Kleinbürgertums, beschreibt tradierte Muster, legt unerfüllte Sehnsüchte frei, untersucht Abgründe. Und er tut dies weniger mit Spott, als mit feinem Humor und einem gewissen Grundverständnis.

Die Texte sind in Kußins Zeit als Stadtschreiber in Ranis entstanden. Dem geneigten hEFt-Publikum ist der umtriebige Jenaer Schriftsteller, Lesbühnen-Initiator (»Wir Auch«) und Improtheater-Macher (»Rababakomplott«) kein Unbekannter. Gerade ist er erneut als Preisträger des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes in Erscheinung getreten. Sein Preistext »Das Ende der Leitung« kann auf Seite 48 dieser Ausgabe nachgelesen werden. Der spielt übrigens in Ziegenrück. Ziegenrück bei Ranis. (tp)

*Steve Kußin: »Der ungebetene Gast«,
Edition Ranis im Lese-Zeichen e.V.
Jena 2015, 92 S.; zu bestellen unter:
trevor.bukowitz@googlemail.com*

Ausschreibungen

Bis zum 31. Januar 2016 können Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 16 und 25 Jahren, die ihren Wohnsitz in Hessen oder Thüringen haben, Texte zum Wettbewerb des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen einsenden. Eingeschickt werden können entweder drei Gedichte oder Prosatexte bis zu einer Länge von 1.300 Wörtern. Auch mehrere Prosatexte sind erlaubt, sofern sie in der Summe die maximale Wortanzahl nicht überschreiten. Die Texte, die die Jury am meisten überzeugen konnten, werden – wie üblich – in der Anthologie »Nagelprobe« veröffentlicht. Darüber hinaus gibt's 500 Euro für die besten zehn Texte und 15 Autor/innen erhalten die Möglichkeit an einer Schreibwerkstatt teilzunehmen.

Eine Art Jubiläum feiert der Menantes-Preis für erotische Dichtung. Begründet im Jahr 2006, wird er 2016 zum 6. Mal ausgeschrieben. Benannt ist der Preis nach dem barocken Dichter Menantes, der als Christian Friedrich Hunold (1680-1721) in Wandersleben geboren wurde. Der Preis wird vom Menantes-Förderkreis der Evangelischen Kirchgemeinde Wandersleben in Zusammenarbeit mit der Thüringer Literaturzeitschrift Palmbaum alle zwei Jahre vergeben. Eingesandt werden können bis zu drei Gedichte oder eine Kurzgeschichte mit maximal fünf Manuskriptseiten (à 2.000 Zeichen). Die Texte dürfen noch nicht gedruckt worden sein. Ein bereits erfolgte Veröffentlichung auf Websites sind jedoch kein Ausschlußkriterium für eine Bewerbung. Eine Jury, bestehend aus fünf Kritikern und Schriftstellern, ermittelt unter allen Einsendungen die fünf originellsten und lädt deren Verfasser am 11. Juni 2016 zu einem Lesefest in den Pfarrhof nach Wandersleben ein. Der Jury-Preis ist mit 2.000 EUR dotiert. Außerdem wird ein Publikumspreis (500 EUR) vergeben. Darüber hinaus erscheinen die Beiträge der fünf Finalisten im Oktober-Heft (2016) des Palmbaums.

Die Teilnahme lohnt sich also als hier wie dort.

www.junges-literaturforum.de

www.menantes-wandersleben.de/litpreis

Dem Schrecken des 21. Jahrhunderts begegnen

Im verlassenem Audimax hockt er mit über den Kopf geschlagener Kapuze. Die Stirn in krausen Falten. Die Hand von beginnendem Tremor geplagt. Derzeit gastiert der Mediziner Doktor Viktor Frankenstein an der Erfurter Universität, um über Humanmedizin zu referieren. Seine Versuche galten noch vor kurzem so umstritten wie das Museum des Gunther von Hagen. Gerade aus der Arktis zurückgekehrt, hofft der Genfer jedoch auf Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeit

Herr Frankenstein, vielen Dank, dass Sie uns Ihre kostbare Zeit opfern. Wie finden Sie Erfurt? Ziemlich warm.

Sie kommen gerade aus dem hohen Norden? Ich dachte in der Frische der schneebedeckten Landschaft ... in der Kühle der von Polarlichtern durchfluteten Nächten mit mir ins Reine kommen. Schon nach einigen Stunden Aufenthalt in Mitteleuropa hat mich die Realität der Menschheit wieder eingeholt. Erfurt finde ich entzückend, vor allem in den kleinen kopfsteinbepflasterten Seitengassen finde ich doch noch etwas Ruhe.

Sie haben es offenbar nötig? Wer hat das nicht?

Was genau haben Sie denn im Norden gesucht? Nun ja, jeder ist doch auf der Suche nach irgendetwas? Und dass ich gerade den Norden gewählt habe, um mich auf meine Suche zu begeben ...

Das lag nicht etwa an Ihren gescheiterten Humanversuchen in Ingolstadt? Das sind Ihre Deutungen. Ich kann Ihnen versichern, meine Reise erfolgte ausschließlich, um mir die Umweltkatastrophe anzuschauen, die sich auf uns zubewegt.

Wenn da nicht die wildesten Gerüchte im Internet kursierten: Leichenschändung, Galvanismus, künstliches Leben. Das ist das eine. Das Internet. Was in der realen akademischen Welt abgeht, steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Aber auch die Fachzeitschriften haben sich noch über Ihre Versuche echauffiert: Sie hätten Gott gespielt ... Ach, Sie. Und diese impertinenten Fragen! Gott spielt doch heute fast jeder Genetiker und Softwareentwickler. Nehmen Sie die medizinischen Errungenschaften der letzten hundert Jahre. Die Möglichkeiten, einem Menschen das Leben zu retten und zu verlängern. Palliative Sedierung. Bioengineering oder Implantate.

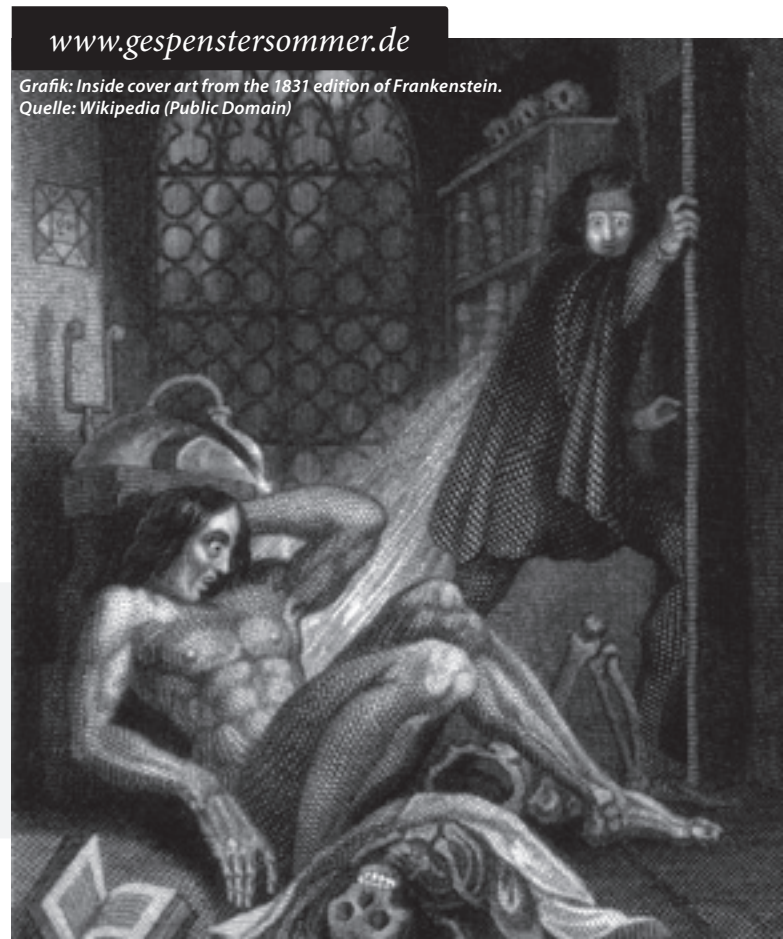
Aber es heißt, Ihr Versuch sei tatsächlich geglückt und dann aus dem Ruder gelaufen ... Gerüchte, nichts als Gerüchte.

Die Staatsanwaltschaft beschäftigt sich allerdings mit einer Mordserie am Wohnsitz Ihrer Eltern. Hat das nichts mit Ihren Arbeiten zu tun? Was in Genf passiert ist, ist höchst bedauerlich und tragisch und ich bitte um Wahrung der Pietät.

Aber angenommen, Sie hätten Leben erschaffen, wären Sie gern der geistige Vater? Wissen Sie, heute laufen Menschen mit Gesichtern von Toten draußen herum. Den Tod zu nutzen, um Leben zu erhalten, ist keine *contradictio in adiecto*. Entschuldigen Sie mich für jetzt, ich ziehe mich in mein Hotelzimmer zurück. Bei weiteren Fragen besuchen Sie mich auf meiner Webseite. /// Interview: Ronny Ritze

www.gespensersommer.de

Grafik: Inside cover art from the 1831 edition of Frankenstein.
Quelle: Wikipedia (Public Domain)



2016 belebt Viktor Frankenstein seine Thesen zur Schöpfung. Auch bittet der Mediziner zum Literaturwettbewerb: »iGhost — Quellen der Angst« fragt nach den Schrecken des 21. Jahrhunderts. Erwünscht sind philosophische Essays genauso, wie etwa Gedichte, Horror-Stories etc. Welches sind im 21. Jahrhundert die Metaphern für jene Angst, die aus unseren eigenen Werken erwächst?

Wie ticken unsere Leserinnen und Leser?



Welche Sehnsüchte, welche Ängste haben sie? Über welches Weltbild und über welche schöpferische Kraft verfügen sie? Um dies herauszufinden haben wir bei der »hEft-reliet« zum zehnjährigen hEft-Jubiläum am 25. September im Erfurter Angermuseum eine Experimentieranordnung aufgebaut. Das Publikum war aufgerufen, sein eigenes hEft-Cover zu gestalten. Eine Auswahl der Ergebnisse sehen wir auf dieser Seite. Ein Dank an alle, die mitgemacht haben (auch wenn ihr es jetzt bereut).



Termine

- 3. Januar**, 20 Uhr, Kassablanca Jena: Livelyrix-Literatursonntag: Poetry Slam
- 6. Januar**, 15:30 Uhr, Unsere Stube Friedrichroda: Wintermärchen für Erwachsene bei Kaffee & Kuchen
- 7. Januar**, 18:30 Uhr, Bauhaus Uni Weimar (Hochschulzentrum Haus am Horn): Repräsentationen des Alters in der Literatur der Gegenwart – Vortrag mit Dr. Henriette Herwig
- 7. Januar**, 19:30 Uhr, Burg Ranis: »Benn und wir« – Lyrik, Musik, Kunst. Mit Texten von André Schinkel und Georg Leß, Bildern von Erik Buchholz und Musik von Drum'n'Guitar
- 13. Januar**, 19:30 Uhr, Studentenzentrum Engelsburg: LEA – Lesebühne für junge Autoren
- 14. Januar**, 20 Uhr, Stadtbücherei Weimar: Premiere des Poetryfilm-Magazins Nr. 1
- 18. Januar**, 19 Uhr, Café Wagner Jena: Wort Schützen Slam 2
- 19. Januar**, 20 Uhr, Café Wagner Jena: Literatursalon – Nora Gomringer & Philipp Scholz lesen: Peng! Du bist tot!
- 21. Januar**, 20 Uhr, Volksbad Jena: Lesung mit Max Goldt
- 27. Januar**, 19:30 Uhr: Ernst-Abbe-Bücherei Jena: Mascha-Kaléko-Programm mit der Schauspielerin Paula Quast und der Cellistin Krischa Weber
- 29. Januar**, 18 Uhr, Erinnerungsort Topf & Söhne Erfurt: Jüdischer Fußball im Nationalsozialismus – Vortrag mit Dr. Lorenz Pfeiffer
- 2. Februar**, 18 Uhr, Rathausfestsaal Erfurt: Vom Fluchthelfer zum Schleuser – der Bedeutungswandel eines Begriffs – Vortrag mit Stefan Buchen
- 10. Februar**, 20 Uhr, Speicher Erfurt: UN NU?-Release-Party
- 17. Februar**, 20 Uhr, Buchhandlung Peterknecht Erfurt: Landvermesser – Lesung mit Bernd Stickelmann
- 10. März**, 19:30 Uhr, Burg Ranis: Vom Grimmschen Essen, Trinken und Gefressenwerden – Gastspiel des Spielraum Theaters Kassel

Handmade-Sampler gegen Rechts

Seit nunmehr einem Jahr gibt es *Handmade*, das Musikmagazin für Thüringen, das immer freitags ab 21 Uhr eine Stunde lang auf dem Erfurter Lokalradio Radio F.R.E.I. auf Sendung geht. Die derzeit acht Redaktionsmitglieder verstehen sich als Unterstützer/innen der regionalen Musikszene. Sie sind für alle Musikstile offen und wollen den Thüringer/innen beweisen, dass es gute Musik nicht nur in den Charts, sondern auch vor der eigenen Haustür gibt.

Angesichts aktuell unschöner Entwicklungen und Zuspitzungen entschied sich die Handmade-Redaktion bereits im Sommer 2015 einen Sampler gegen rechtes Gedankengut herauszugeben. Herausgekommen sind nun ca. 45 Minuten Musik, die im Januar unter dem Titel »Mach dir 'ne Platte« auf CD gepresst und veröffentlicht werden sollen.

In einem offenen Bewerbungsverfahren wurden 43 Songs für den Sampler eingereicht, aus denen die Handmade-Redaktion dann die 13 auf dem Sampler veröffentlichten ausgewählt hat. Kriterien für die Auswahl der Songs waren dabei in erster Linie die inhaltliche Umsetzung des Themas des Samplers und natürlich auch die musikalische Qualität. Die Lieder sollen für Mitmenschlichkeit, Vielfalt und Akzeptanz werben oder als Statement gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Diskriminierung zu verstehen sein. Wichtig war der Handmade-Redaktion vor allem, dass sich die Songs textlich von den üblichen »Nazis raus«- oder »Nazis sind voll scheiße«-Parolen absetzen. Auch wenn das selbstverständlich stimmt bzw. dem zuzustimmen ist, soll darüber hinaus im Idealfall durch das Hören des Samplers eben auch eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Thematik angeregt werden. Inwieweit das der Redaktion gelungen ist, wird sich wohl erst bei der Veröffentlichung zeigen. Die Liste der beteiligten Bands klingt jedenfalls vielversprechend. Es sind sowohl bekannte Thüringer Gruppen als auch Newcomer vertreten. Auch hinsichtlich der Musikstile deckt der Sampler ein breites Spektrum ab: Elektro, Indie, Rap, Pop, Punkrock, Country, Liedermacher, Ska und Reggae – alles ist vertreten. Mit dabei sind u.a.: The World Domination, Kalter Kaffee, Die Apokalyptischen Reiter, Miez-SKAze, Cowboybob and Trailer Trash, Leftside und Punkroiber.

Auch die nicht auf dem Sampler veröffentlichten Songs werden übrigens nach der Veröffentlichung auf der Handmade-Homepage zu hören sein. Nach dem Release im Januar ist auch eine kleine Konzertreihe geplant, bei der der Sampler vorgestellt werden soll. Informationen dazu und zum genauen Veröffentlichungstermin findet ihr auch auf der Handmade-Homepage.

www.handmade-music.org

~~PATe.v.~~

~~HEUTE~~

Graffiti /
Streetart

Bogenschießen

Lesung

Die Stadt bei Ranis

hEFt stellt unter der Rubrik »Aus der Provinz« in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena vor und befragt ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich dort lebt und arbeitet. In Pößneck sprachen wir mit Philipp Gliesing, Alexander Born und M. Kruppe vom PAF – Pößneck Alternativer Freiraum e.V. Der Verein versucht seit 2011 ein Haus in der Pößnecker Innenstadt zu sanieren und als soziokulturelles Zentrum zu entwickeln

Wenn euch ein Fremder fragen würde, was Pößneck für eine Stadt ist, was würdet ihr antworten?

Philipp Gliesing: Pößneck ist eine grüne Kleinstadt in Ostthüringen. Es lebt sich mehr schlecht als recht hier, zumindest, wenn man nicht über die Mittel verfügt, sich das Leben hier schön zu machen. Die kulturellen Angebote sind eher provinziell und kleinbürgerlich. Mit dem Thüringentag 2015 hat sich städtebaulich einiges getan, das ist unverkennbar, es ist eine Menge Geld hineingeflossen und wir haben schöne Fassaden bekommen. Hinter den Fassaden hat sich – aus meiner Sicht – noch nicht so viel getan und das soziale Leben ist noch nicht so attraktiv, wie es vielleicht nach außen scheint mit der neu gemachten Innenstadt.

M. Kruppe: Also ich stelle Pößneck immer so vor: eine Kleinstadt in Thüringen, die 2005 traurige Berühmtheit erlangte, in der Rieger (*Jürgen Rieger, 1946–2009, Rechtsanwalt, Neonazi und NPD-Politiker; Anm. d. Red.*) bereits 2003 das Schützenhaus kaufte (*für die Wilhelm-Tietjen-Stiftung, Anm. d. Red.*), in dem dann 2005 der NPD-Parteitag stattfand und infolge dessen eine Nazi-Konzert mit 2.500 Faschos. Wobei die Polizei völlig überfordert war, weil sie angeblich davon nichts wusste. Also ich hänge das gerne an den politischen Haken, Pößneck galt Mitte der 1990er Jahre ja schon als »National Befreite Zone«. Ansonsten rühmt sich die Stadt ihrer sportlichen Erfolge, mit Jörg Kallenbach als Kickbox-Weltmeister, Motorsport oder – literarisch gesehen – als die Stadt bei Ranis, wo alljährlich die Thüringer Autorentage stattfinden.

Nach dem Rückkauf des Schützenhauses durch die Stadt Pößneck hat das Interesse der überregionalen Presse allerdings auch schnell wieder nachgelassen. Wie ist denn die aktuelle Situation in Bezug auf rechtsextremistische Umtriebe?

Philipp: Ich kann mich noch daran erinnern, als ich Ende der 1990er nach Pößneck kam, wie wir vor den Nazis weggerannt sind. Aber wir haben daraus eine Handlungsposition entwickelt. Inzwischen haben die Nazis ihr Schützenhaus verloren und wir sind mit dem PAF drauf und dran in Pößneck etwas Schönes und Buntes aufzubauen – und graben der Rechten Szene damit auch ein bisschen den Zulauf ab. Für uns war die Geschichte mit dem Schützenhaus eine wahnsinnig wichtige Erfahrung, wir haben das ABC (*Aktionsbündnis Courage, Anm.*

d. Red.) gegründet und saßen plötzlich mit ganz unterschiedlichen Leuten wie dem Bürgermeister, dem Pfarrer, Gewerkschaftern oder den Vertretern der verschiedenen Parteien an einem Tisch, um zu überlegen, was man gegen die Nazis machen kann. Die Vorschläge waren zwar unterschiedlich, aber das Positive war, dass man sich kennengelernt und ein paar Vorurteile abgebaut hat. Ich glaube, das war eine wichtige Voraussetzung dafür, dass wir 2011 die Chance bekommen haben, hier etwas zu machen. Trotzdem gab und gibt es hier eine harte rechtsextreme Szene, die insbesondere im Zuge von Thügida und solchen Geschichten wieder aus ihren Löchern gekrochen kommt. Die sind zum Teil auch aggressiv unterwegs und haben uns zum Beispiel Wahlplakate unten in den Hof geworfen und angefackelt. Weitere Anfeindungen gab es bisher nicht, aber wir wissen natürlich, dass wir damit rechnen müssen, zumal, wenn sich die Situation weiter zuspitzt.

Pößneck teilt das Schicksal vieler Städte in ähnlicher Größenordnung und müsste eigentlich auf die Liste der vom Aussterben bedrohten Arten. Warum seid ihr noch in Pößneck und nicht in Jena, Erfurt oder Leipzig?

M. Kruppe: Also, ich habe drei Jahre in Leipzig gelebt. Hab dann aber vom PAF erfahren und war auch zur Kunstwerkstatt 2011 hier, hab eine Lesung gemacht und hinterher aufgelegt. Und ich war ziemlich begeistert davon, später auch zur Eröffnungsparty unseres Hauses. Ich hatte zwar vorher schon überlegt, nach Pößneck zurück zu kommen, aber das war dann für mich der ausschlaggebende Punkt.

Alexander Born: Ich bin gebürtiger Pößnecker und ich denke, wenn man will, dass sich etwas verändert, dann muss man selber etwas dafür tun – sonst passiert halt nichts. Ich hab dann 2007 nach meiner Ausbildung in Pößneck ein kleines Geschäft rund um Streetwear, Skateboard, Graffiti und Untergrundmusik aufgemacht, um einen bunten Punkt in die Stadt zu bringen. Hab legale Graffiti- und Hip-Hop-Veranstaltungen organisiert, mich beim ABC engagiert. Kurzum, ich hatte nie das Bedürfnis wegzugehen.

Philipp: Mein Vater ist Bürgermeister von Ranis und ich habe dort gewohnt und von 2001–2003 auch mal drei Jahre in Pößneck in einer Punker-WG. Seit 2007 lebe ich in Jena, wo ich studiert und inzwischen



auch Familie habe. Ich bin aber regelmäßig in Pößneck, auch wenn das – besonders im letzten halben, dreiviertel Jahr – nicht immer ganz einfach war und ist, das zeitlich alles unter einen Hut zu bringen.

Wie kam es denn nun zur Gründung des PAF?

Alexander: Im Sommer 2011 waren wir bereits in einer Findungsphase. Uns war klar, wenn wir was auf die Beine stellen wollen, müssen wir einen Verein gründen. Dann kam die Kunstwerkstatt, ein Projekt von Weimarer Studenten, an dem wir uns mit einer Galerie der Jugendkulturen in einer leerstehenden Kaufhalle in der Stadtmitte von Pößneck beteiligt haben. Das lief sehr erfolgreich und den Schwung, der sich daraus ergab, wollten wir nutzen.

Philipp: Ja, genau! Es gab dann ein Abschlusspodium mit mehr als 100 Besuchern, zu dem wir den Bürgermeister eingeladen hatten. Der kam auch, wahrscheinlich, weil er nicht so recht wusste, was ihn erwartet. Die Stimmung unter den Anwesenden war dahingehend eindeutig, dass es weitergehen musste und der Bürgermeister konnte gar nicht anders als zuzusagen, dass es mindestens bis zum Ende der Ferien weitergehen dürfe. Zwei Tage später stand dann allerdings in der Zeitung, dass die Finanzmittel für den Abriss des Gebäudes doch schneller als erwartet freigemacht wurden. Da hat dann offensichtlich jemand Druck gemacht, der mit der Zusage des Bürgermeisters nicht ganz einverstanden war. Wir sind daraufhin mit unseren Unterstützern zum Bürgermeister und er musste uns eine Alternative anbieten. So sind wir in das Haus hier in der Ernst-Thälmann-Straße gekommen.

M. Kruppe: Ich glaube, dass die Vorstellung der Stadt im Grunde die war: Wir legen denen einfach zwei, drei Steine in den Weg – ganz unauffällig – da werden die drüber stolpern und stehen nicht mehr auf. Aber wir laufen eben – seit mehr als drei Jahren.

Philipp: Das Problem an dem Gebäude ist der Mietvertrag. Alles, was wir hier reinstecken, gehört am Ende der kommunalen

Grundstücks- und Wohnungsgesellschaft Pößneck. Die Stadt macht hier gar nichts. Es gibt kein fließend Wasser und keine sanitären Anlagen. Geheizt wird über Öfen. Letztendlich geht das sogar so weit, dass über unsere Köpfe hinweg entschieden werden kann, was mit dem Gebäude irgendwann mal passiert. Das beunruhigt uns natürlich.

Alexander: Andererseits schaffen wir hier, mit dem was wir tun, Tatsachen, wo sie uns dann auch nicht mehr einfach so rausschmeißen können.

M. Kruppe: Das Haus besteht ja aus zwei Gebäudeteile. Im Moment nutzen wir nur eine Etage, aber unser Ziel ist es eigentlich, das ganze Haus zu beleben. Da gibt's ganz viele Ideen. Ich hab zum Beispiel auf Abruf eine Siebdruckmaschine stehen und einen Plotter. Wir könnten also eine kleine Grafikwerkstatt einrichten, wir wollen ein Artist-in-Residence-Projekt und ein Café als Treffpunkt etablieren, wo man sich treffen kann und wo die eine oder andere Veranstaltung stattfindet. Wir bräuchten dringend ein Büro und – wie gesagt – sanitäre Anlagen.

Und von der Stadt kommt da tatsächlich nichts weiter? Immerhin wird auf der Webseite der Stadt mit euch als einem Ausdruck für die kulturelle Vielfalt in Pößneck geworben!

Philipp: Man hat schon erkannt, dass wir eine produktive Bereicherung für die Stadt sein können, ob das jetzt unsere Mitarbeit beim Adventsmarkt der Vereine oder unsere Lesereihe »Das rote Sofa« betrifft. Wir wurden auch zum Neujahrsempfang eingeladen, aber darüber hinaus passiert eben nicht viel. Wir haben zuletzt wieder versucht, die mietrechtlichen Bedingungen für unser Haus zu ändern. Es gab auch einen Termin mit dem Bürgermeister und Leuten vom Haushalten e.V. aus Leipzig, die uns erklärt haben, was es für Möglichkeiten gibt. Aber seitdem haben wir seitens der Stadt nichts mehr gehört.

Trotz dieser Schwierigkeiten seid ihr sehr aktiv und nicht zuletzt deshalb in diesem Jahr KulturRiese geworden! Was läuft denn aktuell bei euch?

Alexander: Das ist natürlich das »Rote Sofa«, unsere Lesereihe, die einmal im Monat stattfindet. Unter der Woche betreuen wir ehrenamtlich Strafständler. Es gibt einen Proberaum, in dem Bands proben und im Sommer haben wir Graffiti-Veranstaltungen im Hof.

M. Kruppe: Was im Moment gerade wieder anläuft, sind unsere Barabende am Freitag und Samstag. Da hatten wir Probleme mit der GEMA, sind aber dabei, die zu klären.

Philipp: Es gibt die ABC-Geschichtswerkstatt, die sich unter anderem mit dem jüdischen Leben in Pößneck beschäftigt und wo von uns auch eine Broschüre herausgegeben wurde.

M. Kruppe: Letztes Jahr waren wir beispielsweise in Buchenwald und es wird nächstes Jahr eine Ausstellung zum Thema »Pößnecker in Buchenwald« und auch einen kleinen Film dazu geben. Darüber hinaus gibt es die Arbeitsgruppe »Haus und Bau«, die sich hier um die Räumlichkeiten gekümmert hat, sodass wir Veranstaltungen machen können. Dann gibt's die Garten-AG, die im Frühjahr, Sommer und Herbst den



Garten bewirtschaftet und die Kunst- und Kultur-AG mit der regelmäßigen Lesereihe »Das Rote Sofa«, einem unserer Aushängeschilder, die sich aber auch der Organisation von Konzerten und der »Institution« Sommerwerkstatt widmet, die jährlich in Anknüpfung an die damalige Kunstwerkstatt stattfindet.

Was wünscht ihr euch für die Zukunft?

M. Kruppe: Ein Haus mit ganz vielen Toiletten und Heizung, das komplett genutzt wird, von Menschen – egal welchen Alters, die Lust haben in irgendeiner Form etwas Kreatives zu machen, Veranstaltungen zu organisieren, sich selbst zu verwirklichen. Und natürlich eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit und Kooperationen mit anderen Vereinen. Das würde mir fast reichen.

Philipp: Darüber hinaus würde ich mir noch wünschen, dass es uns gelingt eine Art von Jugendarbeit zu realisieren, die anerkannt wird.

Was wünscht ihr euch von der Stadt, um dahin zu kommen?

M. Kruppe: Akzeptanz! Ich hab das Gefühl, wir werden zwar toleriert von der Stadt, aber nicht akzeptiert. Ich wünsche mir, dass seitens der Stadt auch mal nachgefragt wird, was können wir denn für euch tun. Nicht, dass wir immer hinrennen und betteln müssen, dass wir hinter unserem Rücken belächelt werden – was wir dann von anderen Personen erfahren. Zum Teil gibt's da schon eine gute Kooperation mit dem Kulturamt,

was den Veranstaltungskalender anbelangt. Aber wir wünschen uns trotzdem noch viel mehr an Entgegenkommen.

Philipp: Ich erwarte von der Stadt, dass sie dafür sorgt, dass hier funktionierende sanitäre Anlagen reinkommen. Wir haben uns das hier selber ans Bein gebunden, das ist richtig, und wollen auch den größtmöglichen Grad an Selbstorganisation, aber das ist eine Sache, die gehört zur Grundsicherung und die können wir alleine nicht stemmen. Das funktioniert vielleicht in einer Stadt wie Jena, dass man das selbstorganisiert hinbekommt, aber hier nicht.

Alexander: Im Grunde ist es ja so, erst wenn hier Toiletten und fließend Wasser drin sind, kann endlich die richtige Vereinsarbeit losgehen.

/// Interview: Thomas Putz und Alexander Platz, Fotos: PAF

Der rote Ronny

M. Kruppe

Der rote Ronny ist kein Pöbnecker. Er war irgendwann einfach da. Einige Tage vor seinem Besuch im Jugendhaus sah ich ihn im Park hinter dem Kaufland zum ersten Mal, da, wo die Eliteinheit der Alkoholvernichtungsabteilung von morgens bis abends beflissen ihren Dienst ableistet.

Er stand bei den anderen »Säufern« mit einer Flasche Sternburg in der einen und einer Kunststofftüte in der anderen Hand. Der Nachschubbeutel. Wahrscheinlich gab er auch hier gerade seine Story vom Geschäftsman und der Thailändischen Ehefrau zum Besten.

Sei es wahr, was er erzählte, bestätigt sich einmal mehr, was Pöbneck ist. Ein schwarzes Loch, das dich an sich zieht, dich in sich saugt und an seinem Boden seine zerstörerischen Kräfte entfaltet. Ein Menschen fressender Sud ist Pöbneck, der dir die Seele aus dem Leib reißt und dein Herz frisst. Und wo Seele und Herz waren, pflanzen dir die Klauen dieses Monsters eine Flasche Sternburg ein, oder eine Kanne Goldbrand oder eine Bahn billiges, gestrecktes Crystal.

Aus Pöbneck ziehst du entweder weg sobald du kannst, oder du versumpfst und gehst unter. Keine persönliche Tragödie ist tragischer, als die, eines jeden einzelnen deiner Freunde.

Einige sind resistent, stark genug, stark zu bleiben, aber das sind Ausnahmen.

Und wenn du als Fremder in diese Zwölftausend-Einwohner-Stadt kommst, die einstmals siebzehntausend



hatte, dann spürst du diese negative Energie und willst so schnell wie möglich wieder weg. Nur wenige bleiben hier hängen, fallen diesem seltsamen Magnetismus zum Opfer, weil sie den falschen Pol im Wanst haben, nicht abgestoßen, sondern umso mehr angezogen werden. Und diesen Pol haben diejenigen Menschen, die ohnehin schon vom Leben gefickt sind.

Und was bleibt dir auch anderes übrig, als dich im Sog des geringsten Widerstandes gehen zu lassen, wo die jugendliche Rebellion, der Automatismus gegen jede Konvention dich veranlassen, irgendwie anders zu sein? Anders sein heißt hier Anpassung an die Gegebenheiten der sozialen Möglichkeit. Anders sein heißt hier, im Park zu stehen oder in der Wohnung eines Freundes abzuhängen, die schmutzigen Fenster verdunkelt, weil der Crystal-Konsum dich paranoid macht, dich vielleicht mit exzessivem Spiel auf Playstation und Xbox abzulenken, aus der Welt zu beamen, deren Grau der Aussichtslosigkeit sich wie eine schwere destruktive Decke auf dich legt und dich lähmt. Das Ergebnis einer Suche nach Geborgenheit in dieser kalten Perspektivlosigkeit ist oft nur die vermeintliche Wärme eines Rausches, der sich wiederholen muss, weil er Schutz bietet und Kraft schenkt und Größe und dir eine Egalität vorgaukelt, wo nichts passieren kann.

Es gibt nichts, wo du ungeachtet deiner Maskerade sein kannst in Pößneck. Es gibt nichts, das dir Alternativen aufzeigt zu dieser trostlosen Zeitverschwendung. Und wenn du irgendwann aus diesem jahrelang anhaltenden Rausch erwacht und feststellst, dass alles auch hätte anders sein können, ist es für die Meisten zu spät. Sie hängen fest in diesem Lebensmodell und nur die Wenigsten schaffen es, sich dann aus dem Brunnen des Versagens herauszuschälen.

Ich kenne viele dieser »Abgehängten«. Und viele von ihnen haben ein enormes kreatives Potential. Einige schreiben, andere machen Musik, zeichnen, fotografieren, hätten Lust darauf, sich selbst schauspielerisch zu präsentieren. Und all das geschieht mit den wenigen, ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln und bleibt somit, wenn überhaupt, semiprofessionell. Es wird weder an- noch wahrgenommen und also geben die Meisten auf, bevor sie überhaupt richtig begonnen haben.

Die Systematik einer gefährlichen Spirale. Repression statt Prävention, denn wen jucken die scheinbar Unfähigen? Der Park, wo sich das »Gesindel« trifft, die Spitze des gelangweilten Eisbergs, wird regelmäßig von der Polizei geräumt, nur selten frei von Eskalation. Inzwischen ist das Trinken in der Öffentlichkeit verboten und wird mit Geldbußen belegt. Die Stadt bekämpft die Symptome ihrer eigenen Unfähigkeit, statt sich um die Krankheit selbst zu kümmern. Die Beseitigung des Sichtbaren aber löst das Problem nicht.

Da gibt es eine Hand voll Menschen, junge Leute und jung gebliebene, die sich selbst aus diesem Schlamm der mangelnden

Perspektiven, der alternativen Kulturlosigkeit herauszuziehen versuchen, doch die werden am Gehen gehindert und belächelt. Es scheint, als sehe man in der Etage der Verantwortlichen den Ernst der Lage nicht. Es scheint, als wolle man das Ruder nicht aus der Hand geben, das schon längst auf der ölig verschmutzten Wasseroberfläche treibt. Ein totes Stück Holz, herrenlos, seines eigentlichen Sinnes enthoben, ein Boot zu steuern, das mit zunehmender Geschwindigkeit auf eine Rasanz zusteuert, in der kein Boot mehr manövrierbar ist. Und die Damen und Herren sitzen lächelnd als wäre der Kahn ein Kreuzschiff auf Sightseeingtour durchs »Thüringer Meer«.

Unter diesem Umstand geschieht seit drei Jahren etwas, das nur langsam wachsen kann, weil das zarte Pflänzchen dieser beginnenden Demonstration des »Es geht auch anders«-Modells nur bedingt anerkannt wird. Oft hin dann, wenn sich die Verantwortlichen mit den Federn anderer schmücken können. »Seht her, wir sind so tolerant, dass wir sogar ein alternatives Jugendhaus haben!« Aber nein: Nicht die Stadt hat dieses Projekt. Sie scheint es nicht einmal wirklich zu wollen, denn was sich hier an Menschen tummelt, ist das Negum einer sauberen Gesellschaft, die aus dem Prinzip »Arbeit Leben Zukunft« besteht, deren heiligstes der heimische Fernseher und im Sommer der Kleingarten ist. Eine Gesellschaft, die im Grunde nichts anders macht, als diese Jugendlichen selbst, es aber versteckt, denn es gehört sich nicht, dass man in der Öffentlichkeit einem Rausch frönt, es sei denn, die alljährlichen »Volk-besäuft-sich-Feste« finden statt. Wenn die KULTUR zum Brauereifest ruft, oder zum Stadtfest oder zur Kneipentour, dann versammelt sich Pößneck. Eine Heerschar Feuerwütiger aller Altersklassen ist dann auf den Beinen und benimmt sich schlimmer als diejenigen, die sie an den restlichen Tagen ihres langweiligen Lebens verurteilen. Das ist dann auch gerechtfertigt, schließlich sind das Ausnahmen. Willkommen im Reich der Doppelmoral.

Und weil es eben bisher die »Abgehängten« waren, die von diesem Freiraum in Pößneck profitierten, glaubt man wahrscheinlich, dass dieser Freiraum diese »Abgehängten« produziert. Man scheint nicht anzuerkennen, dass die Stadt und ihr zuweilen verantwortungsloser Umgang mit der Jugend die Wurzel des Problems ist. Aber so sind die offenbar, die Leute in verantwortlichen Positionen. Probleme entstehen nicht unter der beobachtenden Aufmerksamkeit eines Bürgermeisters, eines Kultur- und oder Sozialamtes, sondern es sind die Jugendlichen selbst, die sich das Leben schwer machen.

Und so ist es auch der rote Ronny, der sich sein Leben nur selbst unnötig schwer macht. Er könnte einfach aufhören zu trinken, könnte sich eine Arbeit suchen, denn wer Arbeit wirklich sucht, der findet schließlich auch welche und anfangen, sich ein Leben aufzubauen, das ihn vom Rand der Gesellschaft, an dem so viele PößneckerInnen straucheln, wegbringt. Oder?

Am hEFt feilen ...



Du schreibst gerne, bist neugierig und hast ein bisschen Zeit übrig?

Dann melde dich bei uns – wir suchen Verstärkung für unsere hEFt-Redaktion!

Per E-Mail: redaktion@heft-online.de oder komm einfach mittwochs zwischen 17 und 19 Uhr in unserem hEFt-Büro (Salinenstraße 141, Ecke Magdeburger Allee) in Erfurt vorbei.

KulturRiese geht nach Pößneck

Der Verein »PAF – Pößneck Alternativer Freiraum« erhält in diesem Jahr den KulturRiesen, Förderpreis der Soziokultur in Thüringen, und wird damit für sein überdurchschnittlich vielfältiges kulturelles und gesellschaftspolitisches Engagement sowie für den Aufbau eines alternativen Jugend- und Kulturzentrums in der ostthüringischen Kleinstadt Pößneck gewürdigt

Knapp einhundert Kulturschaffende und Vertreter aus Politik und Verwaltung aus ganz Thüringen waren am 13. November ins Kulturcafé Franz Mehlhose nach Erfurt gekommen, um bei der Preisverleihung des diesjährigen KulturRiesen dabei zu sein. Aus den insgesamt 31 Bewerbungen hatte eine unabhängige Fachjury sieben Vereine und Initiativen für den Förderpreis nominiert, die sich durch ein vorbildliches Engagement oder besondere Leistungen in der Soziokultur und ihren Randbereichen in Thüringen hervorgehoben haben. Im einzelnen waren dies das Gesamt Kunst Kraft Werk e.V. aus Erfurt, der Jenaer Kinder- und Jugendzirkus »MoMoLo«, der KULTtRAUM Suhl e.V., das Kulturkollektiv Goetheschule e.V. aus Lauscha, der KUNSTRAUM Kamsdorf, der PAF – Pößneck Alternativer Freiraum e.V. und der Jenaer IN's NETZ e.V. mit seinem Projekt PENG ACADEMY. Somit reichte die Spanne der Nominierten vom Kinder- und Jugendzirkus, über die Kunstinitiative auf dem Land bis hin zum gerade gegründeten Kulturzentrum in Thüringer Wald.

Mit dem Verein »PAF – Pößneck Alternativer Freiraum« überzeugte einer der Nominierten die Jury besonders und bewog sie zu einem eindeutigen Votum. Der Verein kann sich nun »KulturRiese 2015« nennen und über die damit verbundene Preissumme von 1.111,11 Euro freuen. Der neue Preisträger bekam unter großem Applaus die KulturRiese-Wanderskulptur vom Vorjahressieger, dem Förderverein Zukunftswerkstatt Paul-Gustavus-Haus e.V. aus Altenburg, überreicht und darf sie nun ein Jahr lang behalten.

In der Begründung der Jury hieß es, dass es dem PAF mit dem Aufbau eines Jugend- und Kulturzentrums in der Innenstadt von Pößneck gelungen sei, einen Freiraum für Jugendliche und junge Erwachsene zu schaffen und ihnen damit eine Perspektive in einer von Abwanderung betroffenen ländlichen Region zu eröffnen. Hierbei beeindruckte insbesondere die Vielfalt der Vereinsaktivitäten, sowohl im kulturellen als auch im gesellschaftspolitischen Bereich: angefangen bei den regelmäßigen Lesungen auf dem »Roten Sofa«, über die Bewirtschaftung des Gemeinschaftsgartens und den Betrieb einer »Volksküche« bis hin zur Initiierung der »Stolpersteine in Pößneck« zur Erinnerung an die Opfer des deutschen Faschismus. Mit der Wiederbelebung einer vorher ungenutzten und unsanierten Immobilie als Kulturzentrum in innerstädtischer Lage sei es dem Verein gelungen, aufzuzeigen, wie mit Leerstand kreativ

umgegangen werden kann. »Die Aktivitäten des PAF auf diesen unterschiedlichen Ebenen sind beispielhaft für eine soziokulturelle Praxis«, so die Jury abschließend in ihrer Begründung.

Stifterin des Preises ist die LAG Soziokultur Thüringen e.V. bzw. ihre derzeit 70 Mitglieder. Die Landarbeitsgemeinschaft vertritt seit mehr als 20 Jahren die fachlichen und kulturpolitischen Interessen der Soziokultur und freien Kulturszene in Thüringen. Sie sieht ihre Aufgabe vor allem darin, die Rahmenbedingungen für die kulturelle Vielfalt in Thüringen zu verbessern und Position zu aktuellen kulturpolitischen Fragestellungen zu beziehen. Der KulturRiese wird als Förderpreis der Soziokultur in Thüringen seit dem Jahr 2008 jährlich an herausragende Beispiele soziokultureller Praxis verliehen. Nicht zuletzt, um das Bewusstsein für Kultur und deren gesellschaftliche Bedeutung zu schärfen und die oft lokal verankerten soziokulturellen Projekte und Akteure vor einer breiteren Öffentlichkeit zu würdigen.

Mehr über den diesjährigen KulturRiesen PAF und Pößneck könnt ihr übrigens im Interview in unserer Reihe »Aus der Provinz« ab Seite 14 dieser Ausgabe erfahren.

www.soziokultur-thueringen.de



Foto: LAG Soziokultur, Boris Hajdukovic

Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt.

Heinrich Heine

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.

Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V.
IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000
BIC: DEUTDEBERF

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

BACK SERIES

Serie von Lucio Aru und Franco Erre









Back series is a photo project about a choice. the choiche to portrait people without the most common focus: their faces. Within the Back series we decided to try to express a feeling, a mood or a sensation without the facial expression. Different people / models were asked to focus on the background and still remain focused on the shoot moment.

Lucio Aru, born in 1987 in Sardinia, moved to Bologna to study Visual Arts in 2007, developing a strong passion for photography and literature.

Franco, born in 1979 also in Sardinia, lived 10 years in Milan where he studied and worked in fashion, always passionated for image creation.

In 2010 they met and their collaboration, as well as their life together, started. In 2013 they moved to Berlin, where they live and work.

HANT
MAGAZIN FÜR FOTOGRAFIE

Die Fotoserie wird präsentiert vom HANT — Magazin für Fotografie und ist in der aktuellen sechsten Ausgabe zu sehen.

Weitere Informationen unter:
www.hant-magazin.de

Hexenwerk

Marie H. Mittmann

Sie lebt in einer Hütte am Rand der Sümpfe. Sie hat pinkes Haar mit dunklen Ansätzen, Ringe unter ihren Augen und stets eine Zigarette im Mundwinkel. Obwohl sie noch jung ist, wirkt sie alt. Sie ist ein Teil ihrer Umgebung, wie die alte Trauerweide und der schmale Bach, der sich hinter ihrer Bretterbude im Brackwasser des Sumpfes verliert. Und manchmal verkauft sie Zauber und verflüssigtes Mondlicht.

»Es kann Träume erfüllen«, raunt sie Leuten zu, die auf dem Wochenmarkt in der Stadt an ihrem Stand vorbeikommen. »Das wird euch die Augen öffnen ...«

Natürlich gibt niemand zu, ihr flüssiges Mondlicht gekauft zu haben. Aber trotzdem kursieren dutzende Gerüchte darüber, wie genau die Hexe aus dem Sumpf ihr Zauberwerk vollbringt oder eher, wie sie es von jenen vollbringen lässt, die sie um Hilfe bitten. Denn derjenige, der das Licht haben will, muss es auch fangen.

Mal muss der Lichtsammler auf einen ganz bestimmten Berg klettern; mal lässt sich das Mondlicht nur zu zweit gewinnen; mal braucht es Meditation und mal eine wilde Party. Doch nur in einem einzigen Fall gibt es einen Beweis dafür, dass diese Geschichten tatsächlich wahr sind. Dieser Beweis ist ein Video auf dem YouTube-Kanal einer Fünfzehnjährigen.

Seht euch das mal an, sagt sie zur Einleitung. Ein breites Lächeln liegt auf ihrem Gesicht; ein seltener Anblick bei diesem Mädchen. *Meine kleine Schwester hat mir Mondlicht zum Geburtstag geschenkt – damit sich meine Träume erfüllen und ich nicht mehr so oft traurig bin.*

Dann folgt ein harter Schnitt. Also. Die Hexe mit den pinken Haaren schaut nun in eine Handy-Kamera, die sie offensichtlich selber hält. *Das hier ist für die große Schwester von der Kleinen, die jetzt seit fünf Stunden vor meiner Hütte hockt und eine leere Flasche über den Kopf hält. Sie hat mal heimlich in deinem Tagebuch gelesen. Und da stand wohl, dass du nur willst, dass dich einfach jemand so mag, wie du bist. Tja, und jetzt hockt sie da draußen und sammelt Mondlicht für dich, damit sich dein größter Traum erfüllt. Fünf Stunden lang, das ist echt nicht schlecht für eine Achtjährige.*

Die Kamera schwenkt durch das staubige Innere der Hütte aus dem Fenster und auf das kleine Mädchen, das im Gras kniet und geduldig ihre Flasche dem Mond entgegenstreckt. Ihr Gesicht scheint zu leuchten.

Siehst du?, sagt die Stimme der Hexe aus dem Off. *Das ist zumindest eine Person, die dich wirklich genau so mag, wie du bist.*

Die Autowäsche

Andreas Schumacher

Kasse einer Tankstelle, es hat sich eine Schlange aus mehreren Personen gebildet.

Ein Kunde: Hallo. Die Drei!

Kassiererin: Alles?

Kunde: Ja.

Kassiererin: 50 Euro. Quittung?

Kunde: *(bezahrend)* Nein, Danke.

Kassiererin: Vielen Dank, schönen Tag.

Kunde: Gleichfalls, Danke, Wiedersehn.

Nächster Kunde: Hallo. Die Fünf!

Kassiererin: Alles?

Kunde: Ja.

Kassiererin: 40 Euro, ein Cent. Quittung?

Kunde: *(bezahrend)* Danke, Nein.

Kassiererin: Vielen Dank, schönen Tag.

Kunde: Ja, das wünsch ich Ihnen auch.

Nächster Kunde, *ein älterer Herr mit Hut*: Guten Tag, die Eins und die Vier! *Kassiererin starrt ihn sprach- und hilflos an.* Verzeihung, ich meine die Eins Tanken und die Nummer Vier Waschen, beim Waschprogramm, mein ich.

Kassiererin: *(erleichtert)* Ach so, das erklärt natürlich einiges, ich dachte schon, Sie hätten einen, Verzeihung, an der Waffel.

Kunde: Wieso denn?

Kassiererin: Na, ZWEI AUTOS fährt doch kein normaler Mensch. Nicht gleichzeitig, mein ich.

Kunde: Ja freilich, natürlich.

Kassiererin: *(beinahe beschwingt)* Also Nummer Eins für 60 Euro, die zwei Cent lassen wir, und Programm Vier für acht Euro. *Beginnt zu tippen.*

Kunde: Oder Moment, haben Sie schon eingetippt?

Kassiererin: Nur das Tanken.

Kunde: Ich nehme nun doch das Premium-Paket Nummer Sieben MIT Unterbodenwäsche. Wozu Unterbodenwäsche? Braucht man das denn überhaupt?

Kassiererin: Das empfiehlt sich nach dem Winter. Streusalztechnisch.

Kunde: Oh, ich habe nicht gestreut.

Weiterer Kunde *(hinten aus der Schlange)*: Geht das heute hier noch weiter!?

Kassiererin: Nicht Sie. Nicht ihr eigenes Salz. Das von – von der Straße halt. Das frisst sich gern in Autoböden.

Kunde: Gott im Himmel! Wieso in aller Welt sagt mir das denn keiner?!

Weiterer Kunde *(hinten, anonym aus der Schlange zischend)*: Alter, das weiß doch jedes Kleinkind.

Kassiererin: *(nun doch deutlich vorwärts drängend)* 70 Euro. Hier Ihr Code. Quittung?

Kunde: *(verwirrt)* Muss ich das Salz dann mitnehmen oder wird es direkt hier vor Ort entsorgt?

Kassiererin: *(schwer beherrscht)* Bitte lesen Sie die Instruktionen an der Waschstraße, da wird alles schön erklärt. *Kunde bezahlt und geht. Am Ende der Schlange spricht ihn ein Wartender, ein ebenfalls älterer Herr mit Hut, an.*

Zweiter älterer Herr: Entschuldigung, ich habe gerade eben zufällig Ihr Gespräch mitgehört und konnte nicht umhin, mich voll und ganz in Ihre Lage zu versetzen. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich mir die Wäsche Ihres Autos zusammen mit Ihnen ansähe? Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine Unterbodenwäsche gesehen.

Erster älterer Herr: Aber nein, tun Sie, was Sie nicht lassen können.

Zweiter älterer Herr: Wunderbar. Ich komme gleich nach, sobald ich bezahlt habe.

Erster älterer Herr verlässt den Laden, fährt sein Auto an die Waschanlage, liest die Instruktionen, fährt sein Auto in die Waschanlage und gibt wie in Zeitlupe den Code ein. Das Tor schließt. Er geht an die Scheibe im Tor und drückt seine Nase dagegen.

ZÄH: Da bin ich schon. Habe ich etwas verpasst? Fließt schon Salz?

EÄH: Ich weiß es nicht. Sehen Sie selbst.

ZÄH: *(drückt ebenfalls seine Nase gegen die Scheibe)* Jaja, das liebe Salz. Wissen Sie, ich kann es im Grunde nicht leiden. Das fängt schon mit den Brezeln an. Da kratz ich es immer gleich runter.

EÄH: Ganz genau so mach ich's auch. Jesus, sind das Riesen-Bürsten! *Längere Gesprächspause.*

ZÄH: Was machen Sie denn, wenn ich fragen darf, mit dem Salz, mit dem Brezel-Salz, mein ich. Landet es bei Ihnen auch in der Mülltonne?

EÄH: Aber nein, woher denn! Das wird, ah, sehen Sie, jetzt wird eingeseift, das wird fein säuberlich gesammelt und dann irgendwann meinem Weib ausgehändigt. *(Er schielt beim Wort WEIB verstohlen hinüber, um ZÄHs Reaktion zu erhaschen)* Die benutzt es dann beim Kochen.

ZÄH *(der unbeeindruckt geblieben ist)*: Ja sehen Sie, da hapert es bei mir. Ich habe nämlich gar kein Weib.

EÄH: Ah, die Bürsten. Schauen Sie doch, was für ein Anblick!

ZÄH: *(zerstreut)* Jaja, ich habe in meinem Leben schon genug Bürsten gesehen, keine Sorge. *Pause.*

EÄH: Sagen Sie, haben Sie eigentlich Ihr Auto von der Säule weggeparkt?

ZÄH: Nein, wieso denn?

EÄH: Na hören Sie mal, Sie halten ja – ah, jetzt wird wieder gespritzt, seh'n Sie! – Sie halten ja den ganzen Verkehr auf.

ZÄH: Ach Gottchen, das bisschen Verkehr, ich bitte Sie ... *(Langsam und bestimmt)*

Sagen Sie mal, kann es vielleicht sein, dass Sie mich loshaben wollen? Dass Sie hier gerne ungestört allein weiterschauen wollen?

EÄH: *(sieht ihn entgeistert an)* Aber nein! Bleiben Sie! Ich wollte Ihnen auf keinen Fall zu nahe treten. *Streckt ihm die Hand hin.* Mein Name ist Gottlieb.

ZÄH: *(schüttelt die Hand)* Ottokar, wunderbar – Gottlieb, es freut mich, Sie kennenzulernen. Freut mich wirklich, wirklich sehr. Man lernt ja heutzutage gar keine Menschen mehr kennen. Jeder lebt nur vor sich hin.

EÄH: Ganz meine Meinung. Sie sind ein scharfsinniger Beobachter unserer von Grund auf verdorbenen Gesellschaft.

ZÄH *(geschmeichelt)*: Mich dünkt, wir sind Brüder im Geiste. Welcher Partei, wenn ich fragen darf, halten Sie die – oh, sehen Sie, jetzt wird schon geföhnt, Wahnsinn, so viel heiße Luft.

EÄH: Ja, grandios. Eine Augenweide!

ZÄH: Aber die Unterbodenwäsche, fürchte ich, haben wir jetzt doch verpasst.

EÄH: Herrje, Sie haben leider Recht. Aber ... *(zögerlich)* ... wie wäre es ...

ZÄH: ... ja ...?

EÄH: Wie wäre es, wenn wir uns beim nächsten Mal wiederträfen? Und mehr darauf Acht gäben?

ZÄH: Großartig wäre das!

EÄH: Hier, ich gebe Ihnen gleich meine Telefonnummer. *Sucht sein Hemd und seine Taschen nach Schreibgerät ab.* Das nächste Mal ist aber Ihr Auto dran. Rufen Sie mich einfach an.

ZÄH: Gottlieb, das ist ein Wort! So wahr wir hier stehen, Sie hören von mir!

EÄH: Ottokar, ich danke dir.

ZÄH *(den Tränen nah)*: Gottlieb, bietest du mir wahrhaftig das DU an?

EÄH: Wenn DU es annimmst.

ZÄH *(weint leibhaftig)*: Es gibt doch noch wahre, echte – Gottlieb, sieh mich an, ich könnte ein ganze Stretch-Limousine waschen mit den Tränen meiner Freude. Ich hätte

im Leben nicht gedacht, dass ich im Leben noch einmal solch einen, solch einen Gefühlsausbruch erleben darf. ICH DANKE DIR. *Will ihn umarmen. Das Tor öffnet sich.*

EÄH: Heiligs Blechle! Sag mal, ist das dein Auto an der Sechs? Die silberne A-Klasse?

ZÄH: Ja, Gottlieb, ja!

EÄH: Dann hat man dir grad aber ganz schön den Wagen zerkratzt.

ZÄH (*back to reality*): Saubande, elende! *Läuft los.* Na wartet, ihr Lumpen, euch werd' ich noch prügeln! *EÄH steigt ins Auto, startet den Motor.*

EÄH: (*nachdenklich zu sich selbst*) Ein netter Mensch, ein feiner Kerl. Ich würd ihn gerne wiedersehen. Vielleicht entwickelt sich im Laufe der Zeit eine echte Waschstraßenfreundschaft. Aber irgendetwas, scheint mir, haben wir doch vergessen ... *Fahrer der Wagen hinter ihm beginnen ein Hupkonzert.* Ah freilich, die Telefonnummer! Sei's drum. *Fährt ab*

Das absolute Gehör für die Untröstlichkeit

Kristin Vardi

Die U-Bahn hält, renne die Treppe hinauf, greife in meine Jackentasche, Ticket, Geld, Schlüssel. Den Schlüssel noch nicht, erst das Ticket, dann raus. Endlich Schneeregen und eisiger Wind! Bläst mir entgegen, muss mich aufrichten, das schieß Wetter macht, dass ich mich wieder wie ein Mensch benehme, aufrecht und zügig. An der Tür unten, kleines Haus, viele Etagen, viele Menschen, kenne sie nicht, höre sie manchmal. Schreien nachmittags ihre Kinder an, »Arbeit!« verstehe ich (Begründung?), taste wieder in meine Tasche, jetzt den Schlüssel, renne hoch, acht Etagen. Tür auf, Tür zu, endlich sitzen. Ein Uhr, dann dunkle Stille, wieder Hunger, Durst, müde! Ständige Imperative, esse, trinke. Schlafen geht nicht.

Liege wach, mir ist heiß, die Luft ist trocken und matt, das Fenster zu, zu laut! Warte, warte. Warte, bis es morgen wird. Stehe auf, esse zwei Mandarinen, renne die Treppe runter, ab der vierten Etage ändert sich die Farbe der Stufen. Der Arzt auf Etage drei hat die Tür offen, es riecht herrlich nach Chlor, kuschelige Welt des rosa Wartezimmers, kleine Kinder husten. Süß. Muss nicht hinein, bin gesund, kein feststellbarer Defekt. Renne zum Zug.

Stehe gedrängt, steige irgendwann aus, laufe bis es Abend wird. Bin in größter Eile, könnte aber auch still stehen. Bin nervös. Habe im Park mal Rotwild beobachtet, eingezäuntes, danach unbeschwertes, langsames Laufen. Sehe zu selten Rotwild. Meistens Menschen, die mit ihren Kindern im Arm frieren, mit einem Becher aus Papier vor sich. Sehe kaum Katzen, die fehlen hier, einige Hunde, alle sehr klein (die Mieten!).

Laufe durch den Park, laufe durch die Straßen, laufe am Fluss entlang. Am Abend Gedanke: Geschafft! Wieder Nacht, warten.

Treffe R., seine Knochen im Gesicht stehen günstig, sieht nie müde aus, immer gestrafft, habe was für ihn übrig. Stelle eine Frage, Antworten liegt ihm. Redet ausführlich, verstehe alles. Leidet auch, sagt er, schreibt viel, hilft, Schlaf ab fünf. Wer schreibt,

muss nicht weinen. Ich schon. Liege herum und fühle mich dabei ertappt wie der Zug vor dem Fenster. Herumdröhnen, als gäb's nichts Besseres zu tun. Ich tue nichts Besseres, nur immer diese Eile. Protokolle wären meine Lösung, das Ende meiner Sprache.

Wir sind immer müde, manchmal merken wir es nicht. Als Kinder haben wir es nie gemerkt. Wir reden jetzt darüber. Ich habe schlecht geschlafen. Ja, ich auch. Hör mir auf. Wir fragen uns, wo der Schlaf beginnt, an den Füßen oder im Kopf. Es geht um Müdigkeit die ganze Zeit. Es ist nicht nötig, es zu behaupten. Es liegen aufgeschlagene Bücher bäuchlings auf dem Tisch. Ein Wasserglas steht daneben. Man richtet es sich schon so ein, wie man es kennt.

Man hört es auch an der Sprache, wo es sich einer eingerichtet hat. Und aus Angst, man würde sich wiederholen, wird man stumm. Beim Lesen als junger Mensch hatte ich erst empfunden, dass jedes Wort, das ich in der Literatur las, nur genauso, wie es eben da stand, möglich war. Aber dann, als mir klar wurde, dass das so nicht ist, kam ich sehr durcheinander, es schien alles nun unverbindlich und umstoßbar.

Man sagt, alle sieben Jahre ändere sich der Geruch von Schweiß. Er sagt, er riecht jetzt wie sein Vater. Mir fiel das Wort ein, das auf alles zutraf: vergeblich. Trau keinem Gedanken, der im Sitzen kommt. Der Bescheidenheit unverdächtig. Jedes Mal, wenn du was Nettes sagst, geb' ich dir 'n Kuss, das ist wahr, ich hab's mit der Ordnung. Jetzt zu schlafen wäre Verschwendung. Warum lieben wir Julitage so? Hitze setzt alles außer Kraft. Immer wenn ich das Signalhorn des Dampfers höre, denke ich an R., der Binnenschiffer werden wollte. Wessen Verdienst ist es, auf offener Straße nicht erschossen zu werden? Die letzten Reste der Zukunft. Geistesblässe. Gesten des Sehenden.

Wenn ich Todesmeldungen in der Presse lese, fühle ich mich entlastet, ein Aderlass. Die Gemeinschaft besteht durch das Opfer. Methodenzwang nach Feierabend. Durch den Filter der Zivilisation gelaufen. I've always been boring, regarding my desires. Komm, wir fahren ins Paradies. Ich hab aber keine Seele. Das kriegen wir schon hin. Ich habe ständig Angst um mein Augenlicht. Der Verfall beginnt, sobald was fertig ist. Wach liegen bis zur völligen Erschöpfung; etwas ganz und gar Notwendiges schreiben, wie ein Haus.

Spuk über der Stadt

Dirk Alt

Im Heimatmuseum gibt es ein Schaubild, dessen plastische Miniatur die Stadtentwicklung vom Mittelalter bis zur Gegenwart vor den Augen der Besucher abrollen lässt. Zunächst gruppieren sich, nach außen von einem schützenden Wallgraben umschlossen, nebelüberzogene Äcker und strohgedeckte Holzbauten um eine steinerne Kirche, deren schindelgedeckte Turmspitze in das Morgenlicht ragt. Dann ersetzt den Wallgraben eine immer wuchtigere und vielfach verstärkte Mauer, die an drei Stellen von Toren durchbrochen wird. Gleichzeitig bilden und bevölkern sich außerhalb der Mauern die Vorstädte. Auf einem entwaldeten Hügel siedelt sich ein Kloster mit vorgelagertem Garten an, während im Stadtkern Repräsentationsbauten entstehen, sich verändern und nur verschwinden, um durch neue ersetzt zu werden. Ein gotischer Dom wächst empor, dessen schlanke, über dem massigen Gewölbe in die Höhe strebenden Haupt- und Nebentürme dem Gesicht der Stadt einen unverwechselbaren, weithin sichtbaren Umriss verleihen. Derweil sprengt der Stadtkern den steinernen Ring, der ihn umgibt und, bis auf die Tore, vom Erdboden verschwindet. Die Wohnhäuser bedecken sich mit prunkendem Fassadenschmuck, kunstvoller Ornamentik und Schnitzdekor, mit Inschriften, Wappen und Zunftzeichen. Die Residenzen der weltlichen Herrscher, ihrer ungestalten Festungen überdrüssig, erstehen neu in barocker Pracht und schmücken sich, als müsse sich Macht erst durch Schönheit legitimieren, mit immer üppigeren Gärten, deren Alleen und Spazierwege von phantastisch-allegorischen Skulpturen bevölkert werden. Gefolgt von schnaufendem Atem, durchschneidet ein Pfeifen die träumerische Stille des Nachmittags: Auf frisch verlegten Schienen, einen weißen Dampfschweif hinter sich herziehend, fährt die erste Eisenbahn in die Stadt. Kaum ist sie eingetroffen, schießen Fabriktürme wie Pilze aus den Brachen und speien grauen Dunst in den Himmel. Während es dämmt, bespannen sich die Straßen mit Elektrizitätsleitungen, Schienenfahrzeuge kriechen über das Kopfsteinpflaster der Innenstadt und um die Fabriken wuchern Werkstätten, Hallen und Arbeiterquartiere, die Enge, Elend und Fäulnis verströmen.

Die Nacht ist angebrochen, da verhängen unheilvolle Wolken die Sterne. Auf Rössern, deren Nüstern Funken stieben, sprengen geisterhafte Gestalten vorüber. Gehüllt in flatterndes Haar, durchreiten auf ihren Besen wilde Frauen das finstere, über den Dächern ausgespannte Zelt und streuen aus der Höhe Pest, Spinnen und Ungeziefer herab. Donner grollt, Blitze zucken und entzünden die hölzernen Dachstühle. Ein teuflischer Atem treibt die brandende Welle vor sich her, bis die einstmaligen stolzen Bürgerhäuser lichterloh in Flammen stehen. Die steinernen Ruinen zerschmettert zuletzt eine gepanzerte Faust, die mit mächtigen Hieben niederfährt.

Doch sind die Feuer kaum erloschen und ist der Qualm noch nicht verweht, als eine neue Saat zu sprießen beginnt. Geometrische Gebilde wachsen aus dem Schutt, schieben sich durch Staub und Rauch empor wie Unkraut, das zur Sonne drängt. Eisenbetonskelette richten sich auf, komplettieren sich mit Fertigbauteilen zu Würfeln, Klötzen und Särgen von neusachlich-minimalistischer Scheußlichkeit. Hochhäuser türmen sich nach dem Baukastensystem, genormte Balkone, auf denen die Satellitenschüsseln wuchern. Der Boden verschluckt die Trümmer und bezieht sich mit Asphalt: untertunnelte, überbrückte, mehrgeschossige Betonwüsten, vor deren Totengrau die plötzlich erblühenden Werbeplakate, Neonreklamen und Graffiti grelle Buntheit verspritzen. Das Ameisenheer der Personenkraftwagen verstopft die Straßen und schnürt die einst freistehenden baulichen Relikte ein wie in ein mechanisch pulsierendes Korsett. Die Gerippe von Dom und Rathaus beginnen zu schrumpfen, in dem gläsernen Lichtermeer zu versinken, das sich nach allen Richtungen in die Dunkelheit entrollt und dessen Wellen die Abgasschwaden sind.

Wenn das Schaubild nun zurück an seinen Ausgangspunkt wechselt, blickt mancher Besucher mit einer verschämten Sehnsucht darauf herab, als wäre dieser morgendämmernde Urzustand das Paradies, aus dem er, aus dem wir alle vertrieben wurden. Manche, die das Schicksal der Stadt zu durchdringen versuchen, reden im Weitergehen von dem Spuk und dem Bruch, dem Raubzug der Flammen und dem nächtlichen Abgrund ... Doch hat die Nacht, hat der Spuk je geendet? Nein – sie dauern an, sie sind der Ungeist der Gegenwart, sie sind die Gottlosigkeit und das Chaos, die uns lärmend umfassen, wenn wir das Museum verlassen, um uns blicken und erkennen müssen: die Saat, sie sprießt noch immer.

Die Aufnahme, Teil 2

Till Bender

Auf dem Tisch liegt ein eleganter digitaler Audiorekorder, umwölkt von weißlichen Nebelschwaden, die sich alle dreißig bis vierzig Sekunden verdichten. Im Abspielmodus zucken die Pegelanzeigen auf und ab, und das warme, orangefarbene Licht des Displays beleuchtet die folgende akustische Szene:

»Komm her, Junge, komm näher. Setz dich.«

Die Stimme klingt matt und müde, ist wenig mehr als ein heiseres Flüstern, immer wieder unterbrochen von schweren Atemzügen.

»Hilf mir mal auf, sei so gut. Nicht doch so. Mit dem Bett! Hier.«

Eine Taste wird gedrückt, woraufhin für mehrere Sekunden das Summen eines elektrischen Motors erklingt, bis ein erneuter Tastendruck ihn wieder abschaltet.

»Danke, so ist es besser. – Wasser, bitte.«

Ein Glas wird hochgenommen und nach zwei mühsamen Schlucken wieder abgestellt.

»Du bist wahrscheinlich der letzte Mensch, mit dem ich in diesem Leben spreche ...«

»Opa ...«

»Unterbrich mich nicht, ich weiß nicht, wie viel Zeit ich noch habe. Ich will dir eine Geschichte erzählen. Ich habe in meinem Leben ein paar Dinge getan, auf die ich nicht stolz bin. Schlimme Dinge. Man macht kein solches Vermögen, wie ich es gemacht habe, indem man immer freundlich zu anderen ist. Ich hab's jedenfalls nicht geschafft. Mein Großvater hat sich mit einer verrückten Idee sagenhaft verschuldet, mein Vater hat sich bemüht, die Familie wieder zum Rand des Abgrundes hinaufzukämpfen. Manche Dinge habe ich getan, weil ich glaubte, sie tun zu müssen, andere, weil ..., weil ich wohl einfach kein ...

Wie auch immer, ich bin schon mit einem Bein auf der anderen Seite, und was auf dieser war und ist, interessiert mich eigentlich nicht mehr besonders. Die Geschichte handelt auch gar nicht von mir. Du brauchst nichts dazu zu sagen, aber wenn du möchtest, kannst du mir sagen, ob du findest, dass es eine vollkommen verrückte und abwegige Geschichte ist, oder eine, die sich wirklich so zugetragen haben könnte. Dann sag einfach ›könnte sein‹. In Ordnung? Also: Da war mal ein Junge, der hatte seine Eltern sehr lieb. Aber seine Eltern hatten den Jungen noch viel mehr lieb. Vom ersten Tag seines Lebens an überschütteten sie ihn förmlich mit ihrer ungeteilten Liebe und Zuwendung und Aufmerksamkeit und sie setzten ihn auf einen Thron. Als seine Mutter nach ein paar Jahren wieder schwanger wurde, freute der Junge sich unheimlich auf sein Geschwisterchen – er bekam einen kleinen Bruder. Aber in seine Freude mischte sich bald noch ein anderes Gefühl: Angst. Er fürchtete, der Kleine könnte ihm etwas wegnehmen, etwas, von dem er immer angenommen hatte, es würde für alle Zeiten allein seins sein. Im Grunde genommen hatte er bereits damit begonnen, ihm etwas davon zu rauben. Manchen Leuten fällt es schwer, sich mit dem Gedanken anzufreunden, dass es Dinge gibt, die nicht weniger werden, wenn man sie mit anderen teilt.

Als die Eltern die ersten Anzeichen von Eifersucht bei ihrem großen Sohn entdeckten, taten sie alles, um ihm klarzumachen, wie unangemessen sie war, wie sehr er mit ihr in die Irre ging.

Also verbot sich der Junge dieses Gefühl. Doch in den folgenden Jahren beobachtete er, dass auf dem, was er für einen Thron gehalten hatte, den er für seinen gehalten hatte, ein anderer saß. Und er fühlte sich betrogen.

Und weil er sich dieses Gefühl nicht gestattete (weil seine Eltern ihm gesagt hatten, das darfst du nicht haben), wuchs es natürlich in ihm heran, jahrelang – zu einem Ungeheuer. Und eines Tages, als er mit seiner Familie im Wochenendhaus übernachtete, hatte er eine ungeheuer schlechte gute Idee. Als alle schliefen, legte er Feuer in der Küche. Wenn

es richtig brannte, würde er zur Treppe rennen, »es brennt, es brennt« schreien, und wenn seine Eltern heruntergerannt kämen, würden sie ihn mit dem Feuerlöscher in der Faust in den Flammen stehen sehen, wie er ihnen allen durch seine Geistesgegenwart und seinen Mut das Leben rettet. Und er würde ihr Held sein.

Aber im Moment war der Brand noch nicht groß genug, einen Helden zu schaffen, bestenfalls ein Anekdotchen, das davon handelte, wie »man mit dem Schrecken davon gekommen war, nur weil der Große im richtigen Moment nachts einen Schluck Wasser trinken wollte«. Das Feuer musste größer werden – und zwar schnell, bevor oben jemand von selbst aufwachte. Der Junge fütterte die Flammen und wartete. Und plötzlich versperrte ihm das Feuer, gerade als er fand, es sehe nun gefährlich genug aus, den Weg zur Treppe. Und als er rufen wollte, biss ihm der Rauch in die Lungen und erstickte seinen Schrei. Er stürzte wie kopflos aus dem Haus, um von dem Hintereingang aus zur Treppe zu kommen, da erreichten drinnen die Flammen die Gasflasche.

Ende.

Ich habe nie im Leben irgendwas gebeichtet, Johann. Jetzt hat's keinen Sinn mehr: Schätze, noch vor heute Abend wird mir sowieso jede Last abgenommen werden. Aber wenn man jung und gesund ist und einem etwas schwer auf dem Gewissen liegt, kann es, glaube ich, entscheidend sein, ob man es sich von der Seele redet, oder nicht.

Wie fandest du meine Geschichte?

Auf dem Wiesmeierschen Anwesen stehen Johann Wiesmeier und Dr. Hans Mansfeld nebeneinander im Wald und starren in ein schwarz gähnendes Loch im Hang, hinter dem ein schräg nach unten verlaufender Gang sie in die Tiefe einlädt. Rings um die Öffnung liegen Äste und herausgerissenes Gestrüpp auf dem Boden und ein ordentlicher Stapel Bretter und Balken, morsch, bemoost, uralt, daneben eine Spitzhacke, eine Schaufel und eine Brechstange.

»Da hast du ja schon ganze Arbeit geleistet, Johann.«

Johann nickt und bläst beim Gedanken an die vergangene Plackerei die Backen auf.

»Warst du schon ...?« Der Doktor nickt in Richtung Gang.

»Nur vier, fünf Meter. Die Wände und die Decke sind total stabil.« »Und du willst da wirklich runter? Man weiß nie, was man findet, wenn man so tief in die Tiefe geht. Vielleicht gibt es da unten irgendwelche dunklen Geheimnisse, die man besser nicht ans Licht holt. Irgendwas Abgründiges ...«

»Huuuh«, macht Johann, »komm, wo bleibt dein Abenteuergeist?«

»Na schön, wie du meinst.«

Die beiden schalten ihre Taschenlampen ein und machen sich in leicht geduckter Haltung auf. Die ersten dreißig Meter gehen geradeaus wie ein Bohrloch. Bald sieht man von oben nur noch zwei tanzende Linien aus weißem Licht. Dann verzweigt sich der Gang zum ersten Mal.

Johann zieht eine mächtige Rolle Bindfaden aus der Tasche.

»Jetzt wird es Zeit hierfür.«

Er wickelt die Schnur um einen kopfgroßen Stein, überlegt kurz und sagt zu seinem Begleiter:

»Ich würde sagen, da lang. In Ordnung?«

»Nach dir. Du bist mein Abenteuergeist.«

Vorsichtig, aber unverzagt bewegen die beiden sich immer weiter vorwärts, bis die Rolle Schnur um drei Viertel geschrumpft ist. Da bleibt Johann stehen, schaut Doktor Mansfeld ins Gesicht und legt den ausgestreckten Zeigefinger an die Lippen.

Fünfzehn Sekunden Schweigen.

»Wow, absolut nichts. Totale Stille«, flüstert Johann.

Er knipst seine Taschenlampe aus.

»Mach doch bitte Mal auch die Lampe aus.«

»Prima Idee. Warum genau?«

»Ich will sehen, wie dunkel es hier ist.«

Und einen Moment später umhüllen sie totale Stille und totale Schwärze.

»Du Hans, ich glaube, da hinten fällt Licht rein.«

»Wo?«

»Da vorne. Du musst hier zu mir kommen. Von hier kann man's sehen.«

»Okay. Wo bist du denn genau?«

Mansfelds Lampe geht wieder an.

»Ah, da. Neben dem Stützträger. Du, ich hab' gerade ein irres Déjà-vu.«

Der Doktor legt Johann den Arm um die Schulter und macht die Lampe wieder aus.

»Ach ja?«

»Ja, wirklich, das hab' ich schon mal nicht gesehen. Die Sache ist die: Als du mir vorgestern erzählt hast, dass du den Eingang freigeräumt hast und heute mit mir herkommen wolltest, dachte ich, das wird vielleicht gefährlich, und habe mir diese Gänge schon mal angesehen. So weit und verzweigt sind die gar nicht, die Mine hat sich ja auch als eine einzige Pleitegrube erwiesen.«

Der Doktor hält Johann jetzt fest gepackt.

»Und dabei fiel mir dieser Träger auf.«

Mansfeld richtet den Strahl seiner Lampe hinauf.

»Guck mal, ich würde schätzen, der hält gut und gerne zwei Kubikmeter Geröll oben.«

Der Tisch, das Diktiergerät, die Nebelschwaden.

»Ich habe auch eine Geschichte. Eine kürzere. Die ganze, große Familie des Jungen war eine sehr anständige Familie, in der die alten Werte noch was galten. Eines Abends hörte der Junge zufällig mit, als seine Eltern sich am Kamin bei einer Flasche Wein kichernd leise darüber unterhielten, wie die Welt wohl reagieren würde, wenn sie bekannt werden ließen, dass ihr kleiner Superstar gar nicht mein Bruder, sondern bloß mein Halbbruder war, sein Vater gar nicht mein Vater, sondern unser Hausarzt.«

Unter der Erde.

»Du hast aus meiner Familie einen Haufen schmutziger, ordinärer, verdorbener Witzfiguren gemacht«, geifert Johann dem Doktor ins Gesicht und versucht vergeblich, sich loszureißen.

Das Handgemenge wird von einem kräftigen Stiefeltritt gegen den Pfosten beendet. Die Steinlawine begräbt unter anderem das Licht unter sich. In der auf das kurze Getöse folgenden Stille ist nur ein leises Keuchen zu vernehmen.

»Dann hat der Junge getan, was zu tun war.«

Der Kommissar drückt die Stopp-Taste.

Dann legt er seine E-Zigarette neben das Gerät und schaut lange ins Leere.

Martha Wagners Fahrt ins Glück

Jörg Engelmann

Seit mehr als fünf Stunden war Martha Wagner mit ihrem Fahrrad unterwegs. Erschöpft stieg die junge Frau vom Sattel und lehnte es an einen Baum. Die vollen Plastiktüten und ihren Rucksack legte sie vorsichtig in greifbare Nähe. Sie setzte sich neben eine krumme Weide, die am Kanal stand, zog ihre Schuhe aus und legte ihre Strümpfe ab. Dann steckte sie ihre leicht angeschwollenen Füße ins kühle Brackwasser, um den Schmerz an ihren Sohlen so schnell wie möglich loszuwerden. Kaltes Wasser half, da war sich Martha Wagner sicher, ob es nun sauber war oder nicht.

Konzentriert atmete sie ein und aus, da ihr die langen Touren seit geraumer Zeit zu schaffen machten. Sie war der Überzeugung, deshalb so geschwächt zu sein, weil sie nicht mehr regelmäßig aß. Während die Schmerzen an den Füßen nachließen, griff sie nach ihrem Rucksack. Sie kramte ihr Prepaid-Handy hervor und blickte auf das kleine Display: Elf Anrufe in Abwesenheit: Sechs von ihrem Freund Micha und fünf von ihrem Arbeitsvermittler aus dem ortsansässigen Jobcenter. Martha Wagner war jetzt aber auf Streifzug, auf der Jagd nach Geld, das hier in der ganzen Stadt auf den Straßen lag. Dabei wollte sie von niemandem gestört werden.

Martha Wagner lehnte sich an den Baumstamm und bewegte ihre Füße im Wasser. Seitdem sie vor zwei Jahren ihre Arbeit in der Großwäscherei verloren hatte, war sie beinahe jeden Tag auf der Suche nach Leergut gewesen. Ihre neue Tätigkeit beschränkte sich nicht mehr auf den klassischen Acht-Stunden-Tag, sondern wurde mit der Zeit zum Fulltime-Job. Martha Wagner war sich darüber im Klaren, dass es mittlerweile zur Sucht geworden war, die Stadt und ihr Umland nach alten Glas- oder Plastikflaschen abzuklappern. Sie wusste, dass es nicht ganz normal war, täglich neun, zehn oder zwölf Stunden draußen zu sein, um im Gestrüpp, in Mülltonnen oder auf offener Straße nach unachtsam weggeworfenen Dosen und Flaschen zu suchen. Als ihr im vergangenen Jahr ihre zwei Kinder weggenommen worden waren, hatte sie aber keinen Grund mehr, zu ganz bestimmten Zeiten zu Hause aufzutauchen, um ihre mütterliche Aufsichtspflicht zu erfüllen.

Am Horizont tauchte die Sonne langsam ab, der Himmel färbte sich rot-violett und Martha Wagner war noch immer nicht zu Hause. Zu Hause. Konnte sie das überhaupt ein Zuhause nennen, diesen alten Bretterverschlag in Michas Garten? Wollte sie denn unbedingt dorthin zurück, in diese kalten sechzehn Quadratmeter, wo sich seit Kurzem Eisblumen an den Doppelglasfenstern sammelten?

An der Weide, im Licht der untergehenden Sonne, fühlte sich Martha Wagner plötzlich ungewöhnlich stark und zuversichtlich. Sie kam sich wie eine moderne Heldin vor, die in ihrer Vergangenheit viel verloren hatte, aber nicht klein beigab, sondern die sich alles hart zurück erkämpfte. So schnell wie möglich wollte sie Lina und Felix wieder in ihre Arme schließen.

Allmählich wurde es kalt am Kanal. Martha Wagner zog ihre klammen Füße aus dem Wasser, die nun nicht mehr wehtaten, zog sich anschließend Socken und Schuhe wieder an und tappte in der Dämmerung zurück zu ihrem Rad. Sie griff nach den Beuteln und ihrem Rucksack und wollte schon aufs Fahrrad steigen, als sie in der Hecke rechts von ihr eine braune Bierflasche glitzern sah, die sie hastig in eine Tasche steckte. Dann schwang sie sich endlich auf den Sattel und trat die Rückfahrt Richtung Stadt an.

Ihr Jobvermittler versuchte bei jedem Termin, Martha Wagner das Flaschensammeln auszutreiben: Schwarzgeld, sozialer Abstieg, kein Rentenanspruch und so weiter. Sie musste sich stets anhören, dass sie etwas Richtiges hätte machen sollen, eine

Ausbildung zur Fachkraft zum Beispiel, dann wäre ihr das Leben als Hartzlerin erspart geblieben.

Aus heiterem Himmel geriet Martha Wagners Rad ins Schlingern. Der Vorderreifen fing an zu zischen. Der Drahtesel kippte zur Seite, was Martha Wagner dazu nutzte, instinktiv vom Sattel zu springen. Als das Fahrrad scheppernd zu Boden fiel, landete sie fest und sicher auf dem neu befestigten Radweg. Martha Wagner ging zum Fahrrad zurück und drückte auf dem schlaffen Reifen herum. Sie bekam einen metallischen Gegenstand zu fassen, der sich im Profil verkantet hatte. Sie ertastete einen kleinen Schlüssel, zog ihn aus dem Gummi heraus und steckte ihn in die Innentasche des Rucksacks. Dann sichtete sie ihre Plastikbeutel, um sich zu vergewissern, dass durch diesen Zwischenfall keine Flaschen zu Bruch gegangen waren. Erleichtert atmete sie auf und wurde von zwei Scheinwerfern geblendet, die sich ihr langsam näherten. Das Auto hielt vor Martha Wagner an und ließ automatisch die linke Seitenscheibe herunter. Während eine freundliche Männerstimme zu sprechen begann, fiel ihr Blick ins orange beleuchtete Innere des Wagens:

»Guten Abend, entschuldigen Sie, dass ich Sie im Dunkeln so erschrecke. Ich wollte Sie nur kurz fragen, ob Sie vielleicht hier auf dem Radweg einen Schlüssel gefunden haben. Heute Nachmittag ist mir hier irgendwo ein Schlüssel verloren gegangen.«

Martha Wagner, die einerseits wegen des platten Reifens wütend war und andererseits die Höflichkeit des älteren Mannes übertrieben fand, antwortete recht kurz angebunden, indem sie mit ihrem Finger in den Abendhimmel zeigte:

»Wie hätte ich denn in dieser Dunkelheit ihren Schlüssel finden sollen? Hier draußen ist es so zappenduster, dass ich gerade eben vom Fahrrad gestürzt bin, wobei mir zum Glück nichts passiert ist.«

»Tut mir leid, dass ich Sie so etwas Dummes gefragt habe. Selbstverständlich findet man bei dieser Schwärze keinen Schlüssel. Deshalb bin ich ja mit dem Auto hier, Sie verstehen, um mit den Nebelscheinwerfern den Boden auszuleuchten. Anscheinend soll's wohl nicht sein, dass ich das Ding heute noch finde. Ich muss wohl morgen bei Tageslicht genauer hinschauen. Sie sagten ja gerade etwas von einem Platten. Kann ich Sie denn samt Fahrrad in die Stadt mitnehmen? Angst vor mir müssen Sie nicht haben. Ich bin der Küster von der Johannesgemeinde«, sprach der alte Mann aus dem Auto heraus.

»Na gut, wenn Sie's mir anbieten«, entgegnete Martha Wagner. »Ich bin spät dran und müsste schon längst woanders sein.«

»Warten Sie«, sagte der Kirchendiener, ließ den Motor des Wagens laufen, stieg aus und öffnete den Kofferraum seines Kombis, »hier können Sie ihr Rad rein legen.«

Martha Wagner tat, was er sagte, und steckte den kaputten Drahtesel in den Kofferraum. Während der alte Küster wieder hinter dem Steuer Platz genommen hatte, ließ sie drei Pfandflaschen, die im Stauraum herumlagen, in einer ihrer Tragetaschen verschwinden. Dann setzte sie sich auf den Beifahrersitz und hörte dem gesprächigen Alten aufmerksam zu:

»Mein Name ist Heinrich, Heinrich Matthei. Ich wohne in der Kirchgasse. Eigentlich wollte ich heute noch im Pfarrhauskeller klar Schiff machen. Ohne den Kellerschlüssel komme ich da jetzt nicht mehr rein. Und den Herrn Pastor kann ich in dieser Angelegenheit nicht fragen, weil er beim Kirchentag in Magdeburg ist. Morgen werde ich den Schlüssel finden, da bin ich mir ganz sicher. Der heilige Antonius ist immer auf meiner Seite.«

»Dabei wünsche ich Ihnen viel Erfolg... Sie können mich da vorne rauslassen. Zu mir nach Hause ist es von dort aus nicht mehr weit«, unterbrach Martha Wagner den Küster abrupt.

»Gut, wie Sie wünschen«, sagte der Alte und hielt das Auto dort an, wo seine Mitfahrerin aussteigen wollte.

Beide wuchteten das Rad aus dem Kofferraum. Dann stieg der Mesner ins Auto zurück, wünschte Martha Wagner einen schönen Abend und bog anschließend in die Kirchgasse ein. Die junge Frau blieb noch eine Weile stehen und blickte dem Wagen hinterher.

Eine Viertelstunde später schob sie ihr Rad Richtung Pfarrhaus, das im Schatten der hell angestrahlten Kirche stand. Im Vorgarten, unter der Hängebirke, versteckte sie ihr Stahlross samt Taschen und schlich im Dunkeln vorwärts. Im hinteren Garten entdeckte sie die Kellertür und öffnete deren Schloss mit dem Schlüssel, der sich noch nicht allzu lange in ihrem Besitz befand. Früher war sie keine so große Abenteurerin gewesen. Aber was blieb ihr anderes übrig, in ihrer Situation?

Als Martha Wagner den alten Drehschalter neben der Tür betätigte und das Kellergewölbe betrat, überkam sie beim Anblick der vielen leeren Glas- und PET-Pfandflaschen, die sich bis zur Decke hinauf stapelten, dasselbe erhabene Gefühl wie zuvor am Kanal: Die Pupillen zuckten zusammen. Schweißperlen traten ihr aus der Stirn. Ihr Herz raste, die Ohrläppchen glühten und ihre Hände begannen zu pulsieren.

»Alles, was ich greifen kann, nehme ich jetzt mit«, dachte Martha Wagner.

Bei diesem gutgemeinten Vorsatz blieb es aber nicht: Martha Wagner hatte die ganze Nacht damit zu tun, den Pfarrhauskeller leerräumen. Ohne Fahrrad und ohne entdeckt zu werden hatte es die junge Frau in nur sechs Stunden geschafft, die Besitzverhältnisse zu ihren Gunsten zu verändern. Sollte ihr Jobcenter-Vermittler doch über sie denken, was er wollte.

Die Kästen, die sich in Michas Garten türmten, wollte Martha Wagner dem Getränkemarkt peu à peu zukommen lassen, damit ihr Reichtum nicht so auffiel. Als Zeichen ihrer Bodenständigkeit hatte sie den Schlüssel für den alten Küster extra im Türschloss stecken lassen, damit sich seine Prophezeiung, der heilige Antonius hätte ihm beim Finden des Schlüssels geholfen, doch noch erfüllen konnte.

Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb

Auf den folgenden Seiten veröffentlichen wir die prämierten Haupt- und Schülerförderpreise des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes 2015. Junge Autorinnen und Autoren aus Thüringen im Alter von 15 bis 35 Jahren waren aufgerufen, selbstverfasste Prosa oder Lyrik einzusenden. Der Wettbewerb wird vom Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V. mit Unterstützung der Landeshauptstadt Erfurt seit dem Jahr 2001 jährlich veranstaltet. Mehr Informationen zum Wettbewerb: www.hessus.eburg.de

Schülerförderpreis

Die Sehnsucht nach Leben

Shannon Prehl

Jeden Tag begegnet mir die Angst. Sie hat viele Ausprägungen und Formen, müsst ihr wissen. Man sieht sie in den Gesichtern, am Gang der Vorbeihastenden, an Händen, riecht sie förmlich in der Luft. Aber vor allem sieht man sie in den Augen der Menschen. Jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde. Sie ist immer da. Jeder hat vor etwas Angst. Vor der nächsten Klassenarbeit, vor Prüfungen und dem nächsten Zahnarztbesuch, vor Hunger, Krankheit und Not, vor Verstümmelungen, dem eigenen Tod oder dem Tod geliebter Menschen. Das hat mir zumindest mal Mel erzählt.

Mel stammt ursprünglich aus der Schweiz, doch ihre Eltern arbeiten bei irgendeiner Hilfsorganisation, aber fragt mich nicht, bei welcher. Das habe ich nie herausgefunden. Im Auftrag dieser Organisation kamen sie vor sieben Jahren her und zogen in unsere Stadt, aber in den Teil, in dem die Reichen und die Europäer leben. Wenn sie Hilfsgüter in unseren armen Stadtteil lieferten, kam Mel mit. Wir haben dann immer zusammen auf der Straße gespielt. Damals machte es keinen Unterschied, wer wir waren und woher wir kamen. Wir waren schließlich kleine Kinder. Und da hat sie mir von ihrem Leben erzählt, das sich so sehr von meinem unterscheidet wie der Tag von der Nacht. Ihre Familie hat nie gehungert, hat nie um die kleinste Arbeit betteln müssen. Ihre Eltern mussten nie dabei zusehen, wie die eigenen Kinder vor Hunger angesichts der Lebensmittelknappheit oder an Krankheiten starben, weil sie sich keine rettenden Medikamente leisten konnten. So wie meine bei meinen fünf Geschwistern. Jetzt lebe nur noch ich. Mel konnte sogar als Mädchen eine Schule besuchen. Hier wäre das undenkbar. Hier können sich nur die Kinder der reichen Familien einen Luxus wie Bildung und Freizeit leisten. Alle anderen Familien können froh sein, wenn sie sich die Ausbildung für einen oder zwei Jungen leisten können. Die anderen müssen arbeiten, damit die Familie wenigstens etwas Geld zum Leben verdient. Das bisschen, was ich über die Welt, lesen, schreiben und rechnen weiß, hat mir Mel beigebracht. Sie sagte immer: »Haval, wenn du ein besseres Leben haben willst als das, das deine Eltern führen, dann musst du eine Ausbildung machen. Und das geht nur, wenn du zur Schule gehst und etwas lernst.«

Aber mit dem Krieg wurde alles anders. Da hat man gar nicht mehr an so etwas Abwegiges wie Schule gedacht. Jetzt denken die Menschen nur noch an die nächste Mahlzeit, hoffen, dass sie morgen noch ein Dach über dem Kopf haben, und wenn nicht, dass wenigstens alle Freunde und Familienangehörigen noch am Leben sind. Viele sind geflohen, haben sich heimlich nachts in Richtung der Grenze geschlichen. Manchmal

habe ich sie beobachtet und mich gefragt, was sie in den anderen Ländern erwartet. Manchmal. Aber das ist lange her. Auch meine Eltern sind geflohen. Ich glaube, sie wollten nach Italien oder Deutschland oder wie diese ganzen europäischen Länder auch heißen. Am Anfang habe ich sie vermisst. Auch heute denke ich noch manchmal an sie. Manchmal. Sie haben sich nie die Mühe gemacht und sind zurückgekommen, um nach mir zu suchen. Manchmal nehme ich es ihnen immer noch übel, wenn ich an sie denke. Manchmal. Sie haben sich fast schon gefreut, als ich eingezogen wurde. So mussten sie das wenige, das uns geblieben war, nur durch zwei statt durch drei teilen. Vor allem aber vermisse ich Mel. Als der Krieg begann, sind sie und ihre Eltern in eine andere Gegend in einem anderen Land gezogen, um sich um die Flüchtlinge dort zu kümmern, weil diese angebliche Hilfsorganisation fand, wir brauchen keine Hilfe mehr oder aber jemand anderes braucht mehr Hilfe als wir. Eigentlich haben sie es wahrscheinlich wegen Mel getan. Ein junges Mädchen aus Europa gehört wohl nicht in ein Kriegsgebiet und woanders wäre es sicherer für sie. Natürlich verstehe ich das. Genaugenommen bin ich sogar froh, dass wenigstens Mel sicher ist. Aber ich sehe lieber die andere Version. Dann habe ich wenigstens jemanden, auf den ich wütend sein kann. Sonst fühle ich mich nämlich nur einsam und hilflos. Wieso können alle anderen fliehen, sich retten, sind frei, aber ich muss hier bleiben?

Hier darf ich nur herumsitzen, schlafen, essen, schießen, Kanonenfutter spielen. Niemand fragt mich, ob ich das überhaupt will. Niemand fragt, ob ich nicht auch lieber fliehen würde, frei sein, etwas lernen. Nein, die Generäle mustern uns Jungen, als wären wir Vieh, das sie zur Schlachtbank führen. Wir machen ja wirklich nicht viel her. Mager, dreckig, in zerrissener Kleidung, abgekämpft vom Training und den Kämpfen, verloren. Da kommt schon wieder einer von diesen Aufsehern. Bullige Kerle mit Schlagstöcken und lauter Stimme. Gegen diese erhebt man besser nicht das Wort. Wir sollten uns bewegen und dahin gehen, wo wir hingehören würden. Mit einem Kloß im Hals stehe ich von meiner Pritsche auf. Angst umfasst mein Herz. Ist es also wieder soweit. Wir wussten natürlich alle, was nun geschehen würde. Wie man es von uns erwartet, stellen wir uns in einer Reihe auf. Wir sind siebzehn. Siebzehn Jungen zwischen zehn und vierzehn Jahren. Schlachtvieh in einem Krieg, der mit uns überhaupt nichts zu tun hat. Und nun werden wieder einige von uns ausgewählt, um »befördert« und anschließend weiter ausgebildet zu werden. Die anderen werden wohl heute Abend oder spätestens morgen früh wieder in die Schlacht ziehen müssen.

Drei Männer diskutieren, während wir still und steif dastehen müssen wie diese Statuen, von denen Mel mir einmal erzählt hat. Ich werde wohl nicht ausgewählt werden. Sie wählen nie mich. Sie wollen immer nur willige Sklaven, die jeden Befehl sofort und bedingungslos befolgen. Sie wollen dumme, mechanische Puppen, die für sie ihren Krieg führen. Jetzt sind sie zu einer Einigung gekommen. Fünf Namen werden aufgerufen. Natürlich bin ich nicht dabei. Sie müssen schließlich wissen, dass ich eigentlich nur von hier weg will, dass ich rennen will, dass ich frei sein will. Die fünf werden in ein neues Lager gebracht, alle anderen müssen in ihr Zelt zurückgehen.

Ich schaue zurück. Einer der Auserwählten war gerade einmal zehn. So alt wäre einer meiner kleinen Brüder jetzt, wenn ihn nicht der Hunger dahingerafft hätte. Im Zelt lege ich mich wieder auf meine knarrende, harte Holzpritsche und starre auf die Zeltbahn über mir. Ich vermisse Mel. Mir fehlt ihr Lachen und ihre Fröhlichkeit und der Eifer, mit dem sie versucht hat, mir etwas beizubringen. Ich beneide sie, dass sie nicht hier sein muss. Nicht gezwungen wird, ein Gewehr zu haben, es zu heben und damit auf andere Menschen schießen zu müssen, sie zu verletzen oder gar zu töten. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich da draußen gestanden habe, die sengende Sonne über mir oder im eiskalten Regen, der mir den Rücken hinabrinnt. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich da draußen gestanden und ein Leben ausgelöscht habe. Durch das Zielfernrohr eines Scharfschützengewehres sieht man die Angst am besten. Vor allem die eigene.

Natürlich habe auch ich Angst. Aber nicht vor den Dingen, die andere fürchten. Ich habe Angst davor, wieder töten zu müssen, und mich zwischen all den Bomben und all dem Blut selbst zu verlieren. Nach diesem Krieg nicht mehr das Kind zu sein, das ich doch eigentlich war, bevor all das hier begann. Ich habe Angst vor dem Leben.

Es gibt keine Sommer mehr

Antonia Leise

Schreiben ist Musizieren mit Buchstaben. Der Block geht auf, der Computer an. Kugelschreiber klicken, Tastaturen klappern, Federn kratzen, Bleistifte pendeln sich je nach Stärke zwischen Ritzen und Streicheln ein. Worte sind ein einziges kleines Orchester, wenn sie durch getriebene Autoren zum Leben erweckt werden. Auf Papier, in Dokumenten; sei es nun auf Briefumschlägen oder Pergament, mit Stift, Schreibmaschine oder Laptop – Schreiben ist ein Ruhe-durchbrechendes, Gedanken-wälzendes, Stifte- und Nervenruinierendes Konzert. Auf jede Weise schön.

Wir schreiben mit unterschiedlichsten Materialien, Motiven, Maßen an Leidenschaft und Gefahr; wir schreiben lange Worte, kurze Worte, Vier-Zeilen-Sätze und kurze Gedanken, Kommata, Apostrophe, Punkte und Klammern; wir schreiben auf Französisch und Englisch, wir schreiben Liebesbriefe und Einkaufslisten, Lyrik und Prosa; wir schreiben mit Tränen in den Augen, mit lachenden Mündern, geradem Blick, aus Widerwillen und purer Freude. Wir schreiben; wir schreiben und das schon eine ganze Weile – mal auf Höhlenwände und Steintafeln, mal in Computerdokumente. Wir haben schon geschrieben, bevor wir mit Teleskopen den Sternenhimmel entdeckt haben, und vielleicht schreiben in diesem Moment Menschen, die von ihm auf die Erde blicken.

Es gibt eine Menge Dinge, die das Kreisen unserer Erde um die Sonne nicht überlebt haben. Es gibt keine atmenden Pharaonen mehr, keine Dinosaurier, keinen Leonardo da Vinci und keinen Christoph Kolumbus. Es gibt keine Naturgeister mehr und keine goldenen Zwanziger. Keine römischen Legionen und kein Tausendjähriges Reich. Das Schreiben gibt es noch, wie Kriege und Krankheiten, wie Neugier und Inspiration. Es gibt noch Pferdekutschen und Höhlenmalerei, es gibt noch Weihnachtsmänner und Briefmarkensammler, Schildkröten und Weltumsegler, Könige und Bettler. Ich kann nicht sagen, was es in Zukunft noch geben wird und was nicht; nur, dass nicht alles Schlechte vergeht und alles Gute bleibt und dass wir in unserer Existenz zwischen dem Fliegen wie Vögel und Abstürzen wie Ikarus dabei sind, die Sommer zu verlieren.

Ich könnte geistige Äonen damit verbringen, über die Vergangenheit und über die Zukunft nachzudenken. Über die großen Redner und stillen Künstler, die breit lachenden, hoffnungsvoll-hoffnungslos verlorenen Menschen; über die Orte, die wir nie wieder besuchen werden, über die vielen ersten Male und die letzten. Darüber, dass wir manche großen Dinge nicht sofort begreifen und uns von kleinen zerstören lassen; dass wir nie wissen, wann wir jemand persönlich Bedeutenden, jemand wirklich Bedeutenden, das erste und wann das letzte Mal treffen.

Kennst du dieses verrückte Gefühl, von Aphorismen und Zitaten erschlagen zu werden? Dachtest du jemals, die Welt, unsere Geschichte, sei ein Film und wir nur die aktuelle Szene?

Das Leben besteht aus Ungenauigkeiten und Ungewissheiten, aus Unachtsamkeit und aus Unbemerkttem, aus Unbekanntem, aus Unbedeutendem und aus Unbegreiflichem. Aus Vorbeiziehen und aus Banalität. Wie kann es sein, dass wir getrieben werden von Dingen, die wir nie abschließen konnten, und uns in die Idee einer Zukunft flüchten, die uns hungrig auf den Morgen, aber am Abend nie satt macht?

Schreiben ist der wahrscheinlich beste Weg, Menschen ein Leben zu zeigen, das sie verdienen. Ich habe viele Menschen gekannt, die alles Gute und andere, die alles Schlechte der Welt verdient hätten. Und das einzig Tragische ist, dass ich Geschichten schreibe, die

ich nie heroisch überstanden habe, mit Personen, die ich nie retten, von Kriegen, die ich nie gewinnen kann. Ich kann den Menschen auf Papier die Gerechtigkeit geben, die sie im Leben verdienen, aber niemals die Zeit zurückdrehen und die Worte sagen, die ich in Schreibblöcken und Dateien verstecke.

»Wer inbrünstig hasst,
muss einmal sehr geliebt haben.
Wer so die Welt verneinen will,
muss sie einmal sehr bejaht haben.
Muss einmal umarmt haben,
was er nun verbrennt.«
— Kurt Tucholsky

Schreiben ist mein Leben, die ewige Geschichte, der Grund, weshalb ich morgens aufstehe und abends nicht schlafen kann.

Und ich wünschte, ich könnte eine andere Wahrheit erzählen, aber *es gibt keine Sommer mehr*. Die Dinge, die wir einmal verloren haben, kommen nicht mehr zu uns *zurück*. Wir können Worte aufschreiben, aber nie zurückbringen. Wir können Menschen festhalten, aber nie zurückbringen. Wir können Erinnerungen bewahren, *aber sie kommen nicht mehr zu uns zurück*.

Es gibt keine Sommer mehr, das ist die Wahrheit.

Es gibt keine Sommer mehr, was verloren ist, bleibt verloren.

Der Sommer unseres Lebens ist immer die Vergangenheit.

Es gibt keine Sommer mehr, doch die Gedanken fließen.

Und während diese und andere Worte von klickenden Kugelschreibern und klappernden Tastaturen, von kratzenden Federn, von ritzen und streichelnden Bleistiften geschrieben werden, während das Orchester zu spielen beginnt, in all den Blöcken und Computerdateien, schwillt eine leise Melodie. Und zwischen all den Seiten und Buchstaben dieser Welt gibt es Worte der Hoffnung und Geschichten des Mutes, gibt es nie gewonnene Kriege und nie gekannte Geliebte. Wir sind voller Sommer, die wir verneint haben, voll von ihrem Verlust. Aber vielleicht geht es nicht um die Sommertage, die wir verloren, sondern um diejenigen, die wir noch vor uns haben. Und vielleicht bedingt der Verlust des Sommers auch immer ein neues Finden. Vielleicht.

Aller golden Fall

Lara Maibaum

Ein vergleichsweise bescheidener Wolkenkratzer, silbern leuchtend, illuminiert, Feuerwerksprengel, sich in unsymmetrischen Fenstern spiegelnd. Ich blinzele. Die Lichter sprengen in den Dämmerhimmel hinein. Meine Maske juckt, sie ist mit Klemmen an meinen Haaren festgesteckt. *Die Spangen stechen mir in die Kopfhaut.* Charl, der Chauffeur, fährt uns in eine unterirdische Parkanlage, silberne, graue, schwarze Wagen, auf deren Hauben das andauernde Feuerwerk glänzt. Ich sehe meinen Vater wartend an der Fensterscheibe stehen, ein schwarzer Mantel. Charl öffnet mir und meiner Mutter die Tür, nickt meinem Vater zu.

»Ihr habt lange gebraucht«, sagt er tonlos, reicht seiner Frau beiläufig den Arm.

»Stau, wie immer.« Sie legt ihre Hand auf die seine, ich frage mich, wann ich sie das letzte Mal gemeinsam gesehen habe. Weniger Ehepaar, mehr Arbeitskollegen. Meine Mutter, ein bodenlanges metallisch glänzendes Seidenkleid, die federleichte grauweiße Maske besetzt mit Diamanten, so natürlich, ein Teil ihres Gesichtes. Meine Eltern unterhalten sich. Wer kommt heute. Meine Schulleistungen. Der Fahrstuhl nach oben, voller Spiegel. Immer, wenn ich mein Gesicht zu sehen erwarte, ist da nur meine Maske. Die Türen des Fahrstuhls gleiten geräuschlos auf. Wir betreten die Bühne.

Licht. Goldenes Licht, diamantene Kronleuchter an der Decke, glänzender Parkettboden, samtene Vorhänge mit dicken Falten, gewaltige Doppelfenster, bezogene Polsterstühle, Kerzenständer mit perfekten falschen Kerzen darin. Spitzenservietten. Drei Arten von Besteck. Viele ausgestreckte schwitzige Hände. Der Boss meines Vaters. Seine Söhne in dunkelgrünen Fracks. Alle tragen Masken. Arbeitskollegen meiner Mutter. Ein Ölbaron, sein fetter Bauch, der über die silberne Anzughose hinausragt, seine Frau mit einem Tattoo, das ihr halbes Gesicht bedeckt, glatt nach hinten gezogener Haut, seine Tochter, schwarz tätowierte Augäpfel. Die ehemalige Direktorin der Schule, ein Kleid mit Plattgoldelementen, Schuhe aus Krokodillleder, Maske aus Schlangenhaut, meine Maske sich spiegelnd in einem Kristalldiadem. Alle tragen Masken. Wir sitzen an einem Tisch mit zwei Konzernchefs, dazu die momentane Erbin eines Modekonzerns samt Freund. Beide in meinem Alter,

Ihr Name, Gracia. Abscheulich. Schön. Perfektioniertes Gesicht, versehen mit der Unterschrift des Chirurgen. Alles bis ins letzte Detail korrigiert – Augenwinkel, Lippen, die Art, wie ihre Ohren am Kopf liegen, ihre künstlichen Brüste wie zwei Melonen in einem zu kleinen Einkaufsnetz. Nach dem goldenen Schnitt. Ihr Haar goldblond. Violette Kontaktlinsen. Ihr Blick der Scan eines seltsamen Aliens. Ihr Freund, Phillippo – drahtig, Fußballspieler, ein kaum einprägsames Gesicht. Ihr schillernd goldenes, kurzes Kleidchen, perfekt auf den winzigen Ring abgestimmt, in seinem linken Ohr. Sie reißt beim Lachen den Mund weit auf, hell und gellend, dann wirft sie in einer beiläufigen Bewegung das lange Haar über ihre Schulter, vergräbt ihre Finger im Jackett von Phillippo und drückt ihm einen kleinen Kuss auf die Wange, ein kleiner, damit ihr kirschroter Lippenstift nicht zu sehr abfärbt. Ich habe das Gefühl, dass sich alle kennen. Ich habe das Gefühl, dass sich niemand kennt.

Um uns herum zirkulieren schrille Paradiesvogelmenschen. Ab und zu in der Menge ein Blitz von einem biomechanischen Arm oder einem kleinen Androidenhündchen. Die Kunstblumen weiß, silbern und golden. Phillippo redet über das Fünfzig-Kubikmeter-Aquarium, das sein Hobby ist. Er hat einen Tigerhai, vielleicht einen der letzten

überhaupt, sagt er, beiläufig, an seinem Glas nippend. Kellner in cremefarbenen Fracks. Meine Mutter bestellt Kängurusteak auf Pfirsichsoße mit Muschelravioli, alle reden kurz über Wein, dann darüber, welches Fleisch man essen sollte oder Fisch, dann bestellen sie eine Karaffe Eiswasser, versetzt mit Rosenblättern, kleine Wachteln mit Krebsfüllung, zarten Blättersalat mit Heuschrecken und Honigäpfeln. Gracia bestellt alles von der Karte, was sie nicht kennt. Ich bestelle das teuerste Gericht, eine zusatzlose reine Tomatensuppe. Die Konzernchefs laden uns ein. Ich frage mich, ob Musik im Hintergrund spielt oder ob ich nur welche höre. Jemand am Tisch erzählt eine Anekdote aus einem Arbeitslager. Ich schließe kurz die Augen und öffne sie dann wieder. Mir ist übel. Ich nippe an dem Rosenwasser. Abscheulich süß. Die Eiswürfel haben die Form von Diamanten. Jemand richtet eine Frage an mich. Theater, sage ich mir. Theater. Die Bühne ist illuminiert, alle spielen mit. Publikum, Schauspieler, es gibt keine Trennung mehr. Unsere Eltern scheuchen uns weg, ehe das Essen kommt. Geht in die Stadt und amüsiert euch. Amüsiert euch.

Diamanten.

Gracia, Phillippo, ich, zwei, drei Freunde von ihnen. Weiße Limousine mit weißen Sitzbezügen. Das Vergnügungsviertel. Die Lichter, golden, silbern, rot, der Himmel, illuminiert, geblendet. Keine Sterne, schwarz. Wo möchten wir hin? Lachen. Ich weiß nicht, wo ich hin möchte. Wohin fliehe ich.

Silber.

Wohin fliehe ich. Überall Bässe. Schrille Schreie, die zur Musik gehören oder auch nicht. Explosionen vor meinen Augen. Gold und Silbern, das Feuerwerk. Rote aufblin-kende Punkte an den Überwachungskameras. Die Autos, rasend.

Metall,

ich frage mich, wohin fliehe ich, alles spiegelt sich ineinander, wir gehen in irgendein Kino,

Gold,

schauen uns irgendeinen preisgekrönten Film an, 4D, ich werde auf dem Sitz herumgeschüttelt, meine Kino-Brille verrutscht über meiner Maske immer wieder, so dass ich sie abnehme, die 360°-Leinwand sich um mich dreht, flimmert – keine Story, nur fliegende Körperteile, dazu Bässe, Folter, die Kamera starr, frontal, guter Film, sagt jemand, hat viele Preise gewonnen – einer der Jungs neben mir fragt, ob das echt ist, und der andere sagt, ist doch egal –

Weiß, gleißend weiß,

wozu fliehe ich, wozu, aus dem Kino heraus, alles gläsern überdacht, Sauerstoff-aufbesserertürme blasen mir chemisch klare Luft ins Gesicht, wozu, sie fand den Film langweilig, sagt Gracia, diese abgestumpfte, gelangweilte Unbekümmertheit, wir gehen in die Arena, künstliche Sonnen, gläserne Röhren über dem Savannenboden, sehen ein schwarzes, schlankes Vieh in einem Käfig, bezahlen sehr viel Geld, dann erschießt der Showmaster im goldenen Anzug das Vieh, lacht uns dann ins Gesicht, sagt, wir können jetzt unseren Enkelkindern erzählen, dass wir den letzten lebenden Panther ins Jenseits befördert haben, wozu,

Grau,

ich fliehe, in irgendeinen Club, Gracia geht mit einem identisch aussehenden Mädchen in eine Klinik, dafür stoßen zwei neue Pferdeschwanzpuppen zu uns,

Betongrau,

rein um des Fliehens willen, weg, wohin egal, weg, jemand erzählt von dieser neuen geilen Droge, und dass die Hinrichtung heute Morgen ziemlich gut war, ich suche Charls Nummer in meinem Smartphone, sie strömen davon die ganzen Maskenmädchen und Maskenjungs mir wird übel alles ist golden alles zirkuliert um mich herum und der Bass dröhnt und strömt alles strömt um mich herum ein Strudel alles bewegt sich golden alles spiegelt sich die gewaltigen hohen Fenstertürme aus Metall und Silber alles spiegelt sich der Strom zirkuliert und zirkuliert immer um sich selbst herum die Mohnblütenblätterblutstropfen die sich auf- und ab bewegenden schwarzen samtenen Flanken des Panthers der Strom der schreit um mich herum schreit und die goldenen Masken der Menge ihre silbernen Betongesichter die Bühne dreht sich um sich selbst,

Metallsilber,
das weiße Sitzleder in der Limousine meiner Mutter ist schon perfekt exakt auf meine
Körpertemperatur vorgewärmt, ich will mich übergeben, kann aber nicht
Charl fragt, wo ich hin will,
selbst die Fensterscheiben sind erwärmt von den heißlaufenden Werbeanzeigen,
ich sage,
bringen Sie mich dahin, wo ich gerade wohne,
die Reklame, die Lichter der Stadt, der anderen Autos zirkulieren um uns, reflektieren
und spiegeln sich immer wieder in den Fensterscheiben,
Die Bühne,
Eine Blase gefüllt mit goldenem Gas,
Charl denkt,
ich bin betrunken, Charl holt irgendeine Dienerin Melody Liza Ellie wie auch immer,
um mich in den Fahrstuhl nach oben zu begleiten, ich schreie sie an, sie soll mich lassen,
sie sagen höflich
»Wie Sie wünschen, Miss«, verbeugen sich leicht, verschwinden,
Ich will ersticken
ertrinken,
hineinfallen und fallen und fallen
auf einem harten Boden aufschlagen
ich will mich an etwas stoßen, an irgendwas
aber ich falle nur, falle, falle durch Silbermetall Beton und Spiegel
ich verriegele die Tür meines Zimmers, alles dunkel, ganz ruhig,
und dann
reiße ich mir
die Maske vom Gesicht
und die scharfen Klemmen hinterlassen Kratzer an meinen Schläfen.
und als ich mein weißes Gesicht in der Scheibe sehe,
laufen regengeformte Blutstropfen über meine Wangen,
aber ich bin ein gutes Mädchen, ich bin ganz ruhig,
ich bin aus einem guten Elternhaus,
ich weine nicht,
ich nehme das Feuerzeug vom Nachttisch meiner Mutter,
ich bin ganz ruhig,
stelle mich unter die Lüftung im Badezimmer, unter die Dusche,
mein Kleid wird pitschnass,
und außerhalb des lauwarmen Wassers
zünde ich die Maske an
und schaue zu wie all die verdammten kleinen pastellfarbenen Federchen verkohlen,
langsam, alles brennt, alles soll brennen, weil ich es so will, ich,
eine Marionette oder auch eine mechanische Puppe, tanzend so lange bis ihre Fäden
durchgeschnitten werden einer nach dem anderen und dann fällt sie und fällt und fällt
durch die Bühne hindurch und dann
stellt sie fest
sie fällt gar nicht
sie fliegt.

Unser Ort. Nirgends

Georg Thessmann

Immer wenn eine von uns einen schlechten Tag hatte, fuhren wir zusammen in deinem alten Ford über die Landstraßen, kurbelten die Fenster herunter, steckten unsere Köpfe raus und brüllten gegen den Fahrtwind. Wir nannten das immer Ford fahren und fanden das unheimlich witzig und clever, denn es half ja, fortzufahren mit unseren Leben. Danach war immer alles leichter. Am meisten vermisse ich, dass wir nichts mehr zusammen machen können.

Du wohntest in diesem unfassbar schäbigen Atelier. Deine Heizung funktionierte nur ab und zu. Immer wenn ich meinen Küchenschrank öffnete, fielen mir Thermoskannen entgegen, weil ich ständig welche bei dir vergaß, als ich dir Suppe brachte, immer wieder neue kaufte, bis du sie dann alle auf einmal zurück zu mir brachtest, vielleicht fünf Stück. Einmal hattest du Frostblumen auf den Fenstern, du zeichnetest sie in Acryl nach. Du mochtest dein Atelier. In der Zeit, die ich dich besuchte, wurde nicht einmal das Treppenhaus geputzt. Die Katze im Treppenhaus störte das nicht, sie war wie du. Als es dann zu kalt wurde, übernachtetest du bei mir, auch wenn du das nicht mochtest, wegen meiner Mitbewohner und dem Gelaber. Ich dachte immer, wir würden an Krebs sterben, soviel wie wir geraucht und so wenig Sonnencreme, wie wir benutzten. Wir aßen Schokolade und Chips in meinem Bett und dir gefiel das, weil es ja nicht dein Bett war. Ich hatte dann einen riesigen Schokofleck und dachte für einen kurzen Moment tatsächlich, es wäre ein Melanom. Du presstest deine Lippen auf den Fleck und saugtest an ihm, hobst deinen Kopf und sagtest »So, weg«.

Ich fand es immer spannend zu sehen, wie sich deine Kunst Tag um Tag wandelte, und das zu sagen, ist eigentlich etwas sehr Mittelmäßiges – du würdest jetzt nur mit den Augen rollen und »langweilig« flüstern, aber so bin ich halt, bei weitem nicht so ausufernd wie du. Du warst schnell sauer, wenn ein Bild nicht funktionierte und wolltest es dann zerstören. Manchmal hielt ich dich davon ab und dann stand es doch nur in einer Ecke und staubte vor sich hin. Du hattest immer Recht mit deiner Kunst. Wusstest, wann du nicht genug Schmerz hattest, sie fertig zu stellen, wusstest, wann du die emotionale Bindung verloren hattest. Ich frage mich, wann wir unsere emotionale Bindung verloren haben. Es ging jedenfalls wahnsinnig schnell oder ich merkte es nicht rechtzeitig. Es ist schwierig, wenn jemand das Leben an sich zerstören will.

Du meinstest mal, ich sei deine einzige weibliche Freundin, alles andere wären immer Typen. Du sammeltest schuhkartonweise Liebesbriefe. Eigentlich das Einzige, was du aufhobst. Ich war eher diejenige von uns beiden, die Sachen behielt, um sie in Fotoalben zu kleben oder für Nostalgie. Ich mochte ja auch kitschigen Krimskrams aus Porzellan. Einmal, mit zu viel Wein, gingen wir deine Liebesbriefe durch und du erzähltest von jedem der Typen, also denjenigen, an die du dich gut erinnern konntest. Es war das Beste und das Schlimmste, wenn verliebte Jungs einem Sachen schrieben. Sie waren dann so süß, aber irgendwie auch so fürchterlich kindisch. Da war Marcel, so ein alberner Casanova-Typ, der meinte, er würde dich sexuell von ihm abhängig machen, wenn du ihn nur ranliesest. Er wüsste genau, was er zu tun hätte, um dich zu spielen, und von da an hätten ihr eine Grundlage, um miteinander zu arbeiten. Du und ich, wir umarmten uns dann auf

Partys, knutschten und riefen dann immerzu nur: »Nicht, ich werde noch abhängig von dir!« Inseheim war ich ein bisschen neidisch auf solche Begegnungen von dir. Marcel war sicherlich neidisch auf mich. Am Schlimmsten war aber natürlich Thomas, dieser komische Bioinformatiker, der dich ständig dazu gezwungen hatte, irgendwelche skandinavischen Metalbands zu hören, sodass du wochenlang Tinnitus hattest. Mit diesem albernen Pferdeschwanz und seinen schwarzen Shirts mit Blut und Leichen drauf. Er schrieb immer seltsame, kryptische Botschaften und nannte dich seine »transzendente Säule der Singularität«. Auf meine Frage, was er damit meinte, konntest du nur mit den Achseln zucken. Wir lachten laut und dein Spitzname war geboren. Auch wenn du das alles aufhobst, verweilte doch keiner dieser Liebesbriefschreiber wirklich lange bei dir. Eigentlich verweilte nichts wirklich lange bei dir.

Ich sagte einmal, wir hätten eine platonische Liebesbeziehung. Ich glaube, mir gefiel das besser als dir, du merktest das und ließt es mir trotzdem. Armer Platon, wusste so viel vom Leben und so wenig von der Liebe. Solche Bezeichnungen waren ja auch eigentlich mehr was für Leute, die alles fest machen wollen. Meistens waren Begriffe schwammig und Grenzen fließend. Ich glaube, ich war immer gut darin, mich an bestehende Zustände anzupassen. Deine Stärke war es, Zustände überhaupt erst zu schaffen.

Der Therapeut redet mit mir über alle möglichen Sachen, aber besonders mag er diesen Begriff: *emotionales Immunsystem*. Er meint, ich würde mich weigern, über dich zu reden, weil ich nur mit dir über dich reden möchte. Deswegen muss ich jetzt auch über dich und an dich schreiben, sonst darf ich hier nicht weg, und mein Vater wird sauer und schreit rum, weil das alles so teuer ist. Um ehrlich zu sein, du warst mein emotionales Immunsystem. Und dieser kleine Therapeut in seiner kleinen Therapeutenwelt kann doch überhaupt nicht verstehen, wie es war, so jemanden wie dich zu kennen. Er sagt dann sowas wie: »Ich fühle deinen Schmerz.« Aber was kann jemand von Schmerz wissen, der keine Kunst macht? Wie soll ich jemals wieder wissen, was wahr ist, wenn alle sagen, dass du falsch lagst, obwohl du doch immer Recht hattest und ich nur von dir abguckte? Ich sollte fortfahren, aber ich warte immer noch auf dich. Das war eigentlich immer das Schöne, wie unkompliziert es war. Wenn ein Typ mit mir Schluss machte oder mein Vater jähzornig war, konnte ich zu dir und du hörtest auf zu machen, was du grade machtest, und wir fuhren einfach irgendwohin, egal wohin. Und vielleicht gerade weil wir keinen bestimmten Ort zusammen hatten, ist jetzt jeder Ort ein Ort ohne dich. Weißt du eigentlich, wie scheiße es ist, alleine Auto zu fahren und dabei in den Fahrtwind zu brüllen? O du meine transzendente Säule der Singularität.

Das Ende der Leitung

Steve Kufsin

Sie bauen jetzt eine Ampel hier hin. Ob ihm das gefällt oder nicht, daran kann er nichts ändern. Das heißt, er kann sich beschweren, ja – aber das würde nichts ändern.

Herr Schubert sagt, er will hier keine Ampel haben, hier hat nie eine Ampel gestanden.

Jetzt steht hier aber bald eine, sagt der Bauleiter.

Nein, sagt Herr Schubert.

Doch, sagt der Bauleiter.

Aber wieso?, fragt Herr Schubert.

Eine Verordnung, darum.

Und woher kommt die?

Von den Oberbossen. Na ja, oder zumindest von den Bossen, sagt der Bauleiter.

Die Ampel steht jetzt.

Die Menschen auch, wenn Rot ist. Die Menschen gehen weiter, wenn Grün ist.

Manchmal gehen sie auch bei Rot weiter, da ruft Herr Schubert vom Fenster: Rot! Aber es kommt nie einer zurück.

Herr Schubert schreibt jetzt einen Brief. Einen wütenden Brief. Er fordert sein Recht auf Stillstand, dass seine Entscheidungen morgen noch so viel wert sind wie heute. Er kann sich nicht ständig ändern. (Nein, das wirkt schwach.) Er *will* sich nicht ändern, sollen die *Bosse* – oder *die Oberbosse* –, sollen *die* sich doch ändern! Sollen sie sich doch *ihm* anpassen! (Au ja, das ist besser.) Wenn sie eine Ampel wollen, dann sollen sie die doch bei sich ins Büro stellen. (Au ja, ins Büro!) Dann kehrt dort mal ein bisschen Ordnung ein. Ein bisschen Sachverstand. (Das ist gut, sehr gut!) Er aber will hier keine Ampel, nein, eine Ampel gehört hier nicht hin. Hier gibt's auch viel zu wenig Menschen dafür. Das sind ja nur 78, die hier wohnen. Und ein paar Autos, die Pferde nicht mitgezählt. Da brauchts keine Ampel!

(Ja, das stimmt, aber das ist nicht der Grund.)

Ich will hier keine Ampel. Ich bin nicht hierher gezogen, um eine Ampel vor dem Fenster zu haben. Ich bestehe darauf, dass die Ampel wieder abmontiert wird. Und zwar sofort, oder besser noch gestern. Andernfalls –

Ja, was andernfalls, denkt er.

Andernfalls will er Gegenmaßnahmen ergreifen.

In den Umschlag und frankiert. An die *Bosse* oder *Oberbosse*, höchstwahrscheinlich in Berlin oder in der Verwaltungsgemeinschaft Ranis-Ziegenrück.

Herr Schubert beklebt die Ampel mit Ampelverbotsstickern. Er hat die Aufkleber im Internet gedruckt, sein Enkel hat es ihm gezeigt. Sein Enkel hat auch die Sticker gestaltet, Herr Schubert hat keinen Computer. Hatte er nie, wird er nie haben. Seinem Enkel ist das alles ziemlich egal, er guckt immer, ob Opa am Fenster steht, bevor er über Rot geht.

Herr Schubert erhält einen Brief.

Die *Oberbosse* in der Verwaltungsgemeinschaft Ranis-Ziegenrück haben sich gegen die *Bosse* in der Verwaltungsgemeinschaft Ranis-Ziegenrück durchgesetzt und ein Gesuch an die *Bosse* in Berlin geschickt. Die *Oberbosse* in Berlin haben davon erfahren – ein Spitzel bei den *Bossen*, vermutet man. Es gab böses Blut, man hätte sich direkt an die *Oberbosse*

in Berlin wenden müssen. Sie fühlten sich übergangen und legten ein Veto ein, wodurch die Ablehnung durch die *Bosse* in Berlin abgelehnt wurde und somit dem Gesuch von den *Oberbossen* in der Verwaltungsgemeinschaft Ranis-Ziegenrück zugestimmt wurde. Dadurch kam es zu der Ampel. Die bleibt jetzt auch, es war kompliziert genug.

Frau Schubert sagt, sie verlässt Herrn Schubert. Herr Schubert sagt, das geht jetzt nicht, die Ampel. Frau Schubert sieht das ein. Sie serviert Hachse mit Sauerkraut und Kartoffeln.

Danach fährt Herr Schubert zur Verwaltungsgemeinschaft Ranis-Ziegenrück. Die hat aber zu. Herr Schubert wartet. Es wird dunkel. Er fährt nach Hause.

Frau Schubert ist weg. Sie hat einen Brief hinterlassen, darauf steht, dass er Post hat, und tschüss. Herr Schubert öffnet den Brief. Er ist von den *Bossen* in Berlin. Sie haben den Spitzel drangekriegt. Er ist tot. Als Beweis das Ohr. Es tut ihnen leid, der einzelne Bürger ist ihnen wichtig, sie werden alles wieder gutmachen. Die Ampel kann aber nicht weg. Das ist zu groß, die Ampel ist ein Symbol. Sie ist sinnlos, dort wo sie steht. Es gab im letzten Monat drei Todesfälle mehr als im gesamten letzten Jahr. Also drei.

Aber sie ist ein Symbol, und das ist zu groß. Sie wollen aber nicht untätig bleiben. Sie versuchen jetzt einen Putschversuch von links. Der ist nur ein Ablenkungsmanöver für einen Putschversuch von rechts. Der ist nur ein Ablenkungsmanöver, sie kommen aus der Mitte, das ist der Plan. Durch plastische Chirurgie sieht einer von ihnen nun aus wie der tote Spitzel der Oberbosse. Den werden sie einschleusen. Herr Schubert soll das bitte nicht weitererzählen, das macht die Überraschung kaputt.

Wenn sie an der Macht sind, wird alles besser. Sie wünschen Herrn Schubert alles Glück der Welt. Das Ohr kann er behalten.

Herr Schubert sägt die Ampel um. Die liegt jetzt auf der Straße. Sie hätte anders fallen sollen, sie ist aber so gefallen.

Frau Schubert ist wieder da.

Wo warst du?, fragt Herr Schubert.

Zigaretten holen, sagt Frau Schubert und zieht an der Zigarette.

Sie raucht. Früher hat sie nie geraucht, aber jetzt raucht sie, also sagt sie die Wahrheit.

Es gibt Hachse mit Sauerkraut und Kartoffeln.

Ein neuer Brief.

Die *Bosse* in der Verwaltungsgemeinschaft Ranis-Ziegenrück schreiben, dass sie die Post von Herrn Schubert überwachen. Darum wussten sie, dass die *Bosse* in Berlin putzchen wollten. Sie haben den *Oberbossen* in Berlin Bescheid gegeben und die haben den Spitzel enttarnt. Hier ist das Ohr.

Sie schreiben, dass sie Herrn Schuberts Wunsch, keine Ampel vor der Tür zu haben, nachvollziehen, aber nicht berücksichtigen können. Die Ampel ist eine statistisch notwendige infrastrukturelle Anpassung. Die Ampel wurde absichtlich so positioniert, dass sie zu mehr Verkehrsunfällen führt. In den umliegenden Gemeinden gibt es zu viele Verkehrsunfälle. Allerdings hätten die *Oberbosse* und die *Bosse* in Berlin keine Gelder, alle Gemeinden mit funktionsfähigen und sinnvoll platzierten Ampeln auszustatten. Darum

haben sie ein paar Gemeinden, deren Unfallrate zu gering war, mit gelegentlich funktionsfähigen Ampeln an strategisch irrelevanten Kreuzungen ausgestattet. Es steckt ein durchdachtes und funktionierendes System dahinter, das niemand erklären kann. Studierte Köpfe und kluge Computer haben sich damit auseinandergesetzt, ein Irrtum ist zu fast hundert Prozent ausgeschlossen. Es sei denn, man hätte bei der Dateneingabe einen wichtigen Parameter vergessen, dann kann man sich auch zu fast hundert Prozent geirrt haben, aber daran will man lieber nicht denken.

Seitdem gibt es keine statistischen Ausreißer mehr. Die Unfallrate ist überall gleich. Dadurch gibt es keine übermäßige Zahl an Verkehrsunfällen mehr. Damit ist die Unfallrate gleich Null. Das hält auch die Wirtschaft am Laufen. Daran hängen auch Arbeitsplätze und die Mobilindustrie subventioniert die Maßnahmen, das muss Herr Schubert einsehen, wenn er vernünftig ist.

Herr Schubert sieht das nicht ein. Er hat den Brief nie gelesen. Er hat ihn verbrannt. Ungeöffnet. Er verbrennt inzwischen alle amtlichen Briefe. Er glaubt nicht mehr an die *Bosse* oder *Oberbosse*. Nicht so, wie man nicht an Gott glaubt, sondern so, wie man nicht an Gläubige glaubt. Man weiß, dass sie existieren, aber man glaubt nicht, dass sie einen Unterschied machen.

Anfangs hatte er die amtlichen Briefe noch in seinem Nachtschränkchen gesammelt, aber sie riefen ihn, und dann wachte er schweißnass auf. Jetzt verbrennt er sie immer gleich, wenn sie ankommen. Es fühlt sich richtig an. Es ist besser so.

Eines Tages lag die Ampel auf der Straße. Da gab es kaum mehr Autos in der Gegend, denn da liege eine Ampel auf der Straße, hieß es. Als die Ampel weggeräumt war, kamen die Autos wieder. Als die Autos wieder kamen, war bald wieder eine Ampel da. Als wieder eine Ampel da war, wurde es wieder laut und manchmal schrien Leute oder explodierten in ihren Autos. Statistisch geschah nichts davon, nur in Wirklichkeit. Da ging Herr Schubert wieder raus und sägte die Ampel um. Das muss er jetzt alle paar Monate machen. Andere schneiden ihre Hecke, sagt er dann immer.

Taktlos

Johanna Vetter

Sie war zu Besuch bei Oma. Nicht bei der Oma die sie »meine Oma« nannte, sondern bei der Oma, die zwar auch ihre Oma war, aber Großmutter genannt werden wollte. Sie nannte sie nicht Großmutter, Oma passte auch nicht, aber eine große Mutter war sie nicht, also auch keine Großmutter.

Oma saß am ovalen Tisch im krummen Raum. Ihre Enkelin saß auch am ovalen Tisch im schrägen Raum und sah das Gesicht der Oma an. Oma sah ihre Hände an. Die Hände lagen tickend auf der Tischplatte. Der Tremor, der neue Takt in Omas Leben, ein fremder, fremd bestimmter Takt in Omas Leben. Die Enkelin fühlte ungerechten Ekel, Ekel vor dem ovalen Tisch im zerbogenen Raum, Ekel vor dem Gesicht der Oma, Ekel vor ihrem Ekel. Ekelerregend.

»Bist du müde von der Anreise? Du siehst müde aus. Leg dich doch an den Ofen«, sagte Oma, die Augen weiterhin auf den Tremortakt konzentriert. Die Liege am Kachelofen, eine verrunzelte Pritsche, war Opas Platz zum Ausruhen, zum Nachdenken, zum aus dem Liegen Fragen stellen, zum aus dem Liegen Aufgaben verteilen, zum aus dem Liegen mit geschlossenen Augen starren. Die Enkelin wollte nicht in Opas erkalteten Gedanken liegen, nicht bei ihm ausruhen, antworten lösen, sein. Außerdem war der Ofen aus, kalt, erkaltet, wie Opa. Nur die grüne Farbe der Kacheln, die war schön, die ist schön. Oma merkte die Kälte des Ofens nicht und Opa auch nicht.

»Ich bin nicht müde. Danke.«

»Wie geht es deinem Freund? Seid ihr noch ein Paar? Heiraten wollt ihr sicher noch nicht. Aber denke daran, Sex ist nicht alles im Leben.«

Die Enkelin erschrak über die Worte der Oma. Die Oma vergaß die Worte der Oma und wiederholte nur, »Heiraten wollt ihr sicher noch nicht, oder?«

»Nein, heiraten wollen wir sicher noch nicht.«

Oma hob den Blick. Ihr Mund war ausgefranst. Der Zerfall der Wirklichkeit in ihren Augen, trüb, getrübt, allgegenwärtig.

»Ich habe mir auch mit dem Heiraten Zeit gelassen. Es waren ja auch schrecklich schwere Zeiten damals. Da musste man den Richtigen finden.«

»Und heute,« dachte die Enkelin, »schrecklich schwerelose Zeiten. Da muss man den Richtigen finden.«

»Ich hatte viele Verehrer. Dann habe ich ihn getroffen, den Vater von deinem Vater. Er wurde mir auf einer Geburtstagsfeier vorgestellt. Eine ganz kleine, beschauliche Feier, wegen der schweren Zeiten.« Die Enkelin kannte diese Geschichte, wie Oma ihn kennengelernt hatte, kannte auch die andere Geschichte, wie Oma ihren Mann kennengelernt hatte, kannte fast alle Geschichten, wie Oma Opa kennengelernt hatte, und sie wusste, dass alle Geschichten, wie Oma Papas Vater kennengelernt hatte, fälschlicherweise richtig waren. Oma erzählte ihre romantischen Richtigkeiten aus schweren Zeiten. Die Enkelin hörte nicht zu, sie starrte den Tremortakt an und dachte an die Ausgefranstheit von Omas Mund. Sie wusste, dass der Mund ausgefranst war, weil er für Oma zu viele Wahrheiten gesagt hatte, immer eine passendere Wahrheit, so dass Omas Wahrheit nicht mehr wusste, was wahr war, größer wurde als Oma und zu groß für Omas Mund. Sie wusste außerdem, dass der Mund ausgefranst war, weil es der Mund von Omas Vater war, der Mund von Papas Opa, der Mund ihres Urgroßvaters. Die Enkelin kannte ihn von Bildern. Er hatte auch den ausgefranst Mund. Die Enkelin fasste sich an ihren Mund.

Oma sagte: »Ich erzähle es dir jetzt, weil es wichtige Lebenserfahrung aus einer anderen, einer schweren Zeit ist. Irgendwann, vielleicht bald, bin ich nicht mehr, und dann kann ich es dir nicht mehr erzählen.« Oma weinte. Die Enkelin hörte es nicht, dachte immer noch an den Mund, hatte die Hand immer noch an ihrem Mund. Es wurde ihr schlecht, der Ekel. Ekelerregend. Sie wollte einfach gehen, aber sie war zu Besuch bei Oma. Sie konnte schwer gehen, denn sie war zu Besuch bei Oma.

Das Grün der Kacheln ist wahrlich schön, wahrhaft schön.

Und der Tremor gab den Takt für lose Zeiten, lösliche Zeiten.

Die Tür

Evelyn Koch

Nie zuvor hatte er den Riss in der Wand bemerkt, aber plötzlich sah er die bloße Wand hinter der Tapete. Vorsichtig löste er ein Stück Tapete ab, das bereits von der Wand hing, weil er nicht nur die bloße Wand, sondern auch Holz sehen konnte. Ein Holzbrett, hier? Er riss noch mehr Tapete von der Wand. Es schien sogar eine ganze Tür zu sein, keine große. Gerade so wie zu einem alten Stall. Merkwürdig, er hatte keine Ahnung, dass einmal ein Stall neben seinem Haus gestanden hat. Ob man die Tür wohl aufmachen könnte? Müsste er dann nicht im Garten stehen? Er ruckelte an der morschen Tür, das obere Brett daran riss ab und knallte gegen seinen Kopf. Nur kurz fühlte er sich benommen, dann zog er fester an der Tür und mit einem Ruck ging sie schließlich auf. Dahinter war es völlig dunkel und ein erdiger Geruch kam ihm entgegen. Verwirrt schloss er die Tür wieder, nur oben blieb eine Lücke, dort, wo das Brett abgerissen war. Wenn er die Hand davor hielt, konnte er einen leichten, warmen Luftzug spüren. Er würde sich die Sache später noch einmal von außen ansehen.

An der Arbeit bestellte ihn sein Chef in dessen Büro und eröffnete ihm seine Kündigung ... schwierige wirtschaftliche Lage ... Wettbewerbsfähigkeit ... alles wird immer teurer ... ein Mann wie Sie findet doch problemlos was Neues ... schließlich haben Sie noch keine Familie und sind flexibel ...

Am Abend stand er in seinem Garten und starrte an die Hauswand. Da war nichts. Überhaupt nichts. Nur der gepflasterte Weg neben dem Haus, davor Rasen. Er hatte noch nicht die Zeit gefunden, das Loch in der Wand zu schließen. Die neuen Tapeten standen schon im Wohnzimmer, neben der Tür in der Wand mit dem offenen, dunklen Spalt. Der erdige Geruch daraus erfüllte inzwischen das ganze Zimmer, es roch seltsam morastig. Er leuchtete mit einer Taschenlampe in den dunklen Spalt, doch er konnte nichts erkennen. Schließlich öffnete er die Tür wieder und leuchtete hinein. Es schien ein Gang zu sein, der schräg nach unten führte, hinein in die lehmige Erde. Er warf einen Flaschenkorken hinein und lauschte. Der Korken fiel auf die Erde und rollte hüpfend nach unten. Dann war es still.

Am nächsten Tag saß er mit seiner Freundin in einem Café. Natürlich könne er sich auch in anderen Städten nach Arbeit umsehen, wir hatten doch noch nie eine klammernde Beziehung ... wohnen nicht einmal zusammen. Eine Trennung auf Zeit wäre auch eigentlich gar keine schlechte Idee, vielleicht würde das der Beziehung sogar neuen Schwung verleihen. Es war doch inzwischen alles sehr alltäglich und routiniert ...

Die Tür in seinem Wohnzimmer stand offen und er saß davor und blickte in die dichte, schwarze Leere und spürte den warmen, sumpfigen Luftzug aus dem Gang. Diesmal warf er einen Tischtennisball schwungvoll in den Gang. Er konnte das Geräusch des aufprallenden Tischtennisballs eine ganze Weile lang hören, bis es schließlich immer leiser

wurde. Es durfte diese Tür und diesen Gang gar nicht geben, das Haus müsste draußen einen kleinen Anbau haben, unter dem der Gang schließlich ins Erdreich führte. Es war völlig unmöglich. Lange war es still. Dann hörte er plötzlich den Tischtennisball wieder aus der Ferne. Das Geräusch seines Aufpralls gegen die Wände des Ganges kam diesmal aus der anderen Richtung, denn sein Klang wurde wieder lauter. Dann war es wieder still.

Sein bester Freund rief an, leider müsse er heute Abend absagen, er hatte sich so gefreut, aber es war dummerweise etwas dazwischengekommen. Er wisse ja, dass er gerade eine schlechte Zeit habe und sie würden den Abend auf jeden Fall nachholen. Im Moment sei es nur recht stressig. Hatte er denn inzwischen eine neue Arbeit gefunden? Nein? Das wird schon ...

Er hatte sich eine dieser Stirnbandlampen, die man eigentlich zum Joggen nimmt, angelegt und starrte in den Gang hinter der Tür. In den letzten Tagen meinte er, Geräusche gehört zu haben, aber vielleicht bildete er sich das alles auch nur ein. Vielleicht war es auch nur der leichte Wind, der inzwischen aus dem Gang pfiiff. Er hatte beschlossen, zu erkunden, wie weit der Gang wohl nach unten reichte. Vielleicht gelangte man sogar bis unter das Nachbarhaus. Sachte tastete er sich vorwärts. Er konnte nur in gebückter Stellung hinab steigen, als es immer weiter schräg nach unten ging, wandte er sich umständlich, bis sein Kopf wieder oben war und die Füße nach unten zeigten. Mit den Händen stemmte er sich gegen die immer schmaler werdenden Wände des Ganges und rutschte so tiefer nach unten. Dort wurde der warme, sumpfige Geruch immer stärker. Irgendwann fühlte er sich erschöpft und blieb liegen. Er spürte den sachten Windzug auf seiner Haut und lauschte. Er dachte, er hätte ein keckerndes Geräusch gehört. Tatsächlich, er hörte den Tischtennisball gegen die Wand springen, noch weit entfernt. Der Tischtennisball prallte auf und danach hörte er ein heiseres Kichern. Er lauschte, wie der Tischtennisball durch die Gänge sprang, wie er dann liegen blieb und danach wieder zu springen begann. Dann war es still. Bis das Kratzen begann. Es kratzte an den Wänden, dann hörte er wieder das Keckern. Lautlos drehte er seinen Körper im Gang, sodass er bäuchlings wieder nach oben kriechen konnte. Wenn er es nach oben schaffte, würde er die Tür schließen und den Spalt zumauern. Das Kratzen in der Wand wurde lauter. Der modrige Geruch war inzwischen unerträglich geworden. Während er nach oben kroch, stieß er sich den Kopf an der Wand und die Stirnlampe ging krachend kaputt. Sofort wurde das Kratzen lauter. Immer lauter. Dann war alles still.

Es hatte drei Wochen gedauert, bis man sein Verschwinden bemerkte. Für alle war es unerklärlich. Das Auto stand noch vor seinem Haus. Im Haus war alles ordentlich und nichts schien zu fehlen. Er konnte also nicht einfach umgezogen sein. Sogar das Wohnzimmer war frisch tapeziert.

Das nächste hEFt erscheint am 1. April 2016

Offene Redaktion: 3. Februar

hEFt-reliert: 1. April

Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. Februar

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Der Garten der Lüste

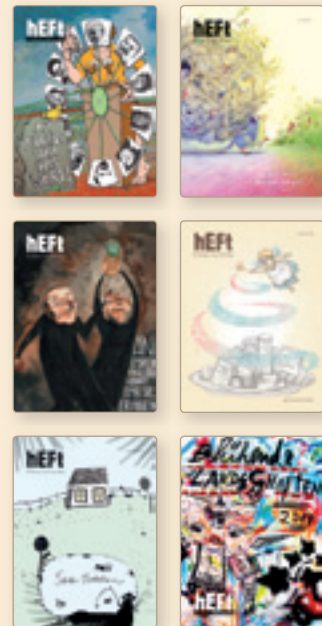
hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Der Garten der Lüste«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/inn/en, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 0361 2115966.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dach-eröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de



Autor/innenverzeichnis

DIRK ALT, geb. 1982 in Hannover, ist Historiker, Autor und Dokumentarfilmmacher. Er veröffentlicht Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften, zuletzt in *Am Erker*, *Sterz*, *DUM*, *exot*. // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // RONJA BUSCH, Erfurt // JÖRG ENGELMANN, Jg. 1982, ist glücklich und zufrieden, als übersättigter Wessi im kargen Osten angekommen zu sein. // ANDREAS KEHRER, studierte in Erfurt Literaturwissenschaft und ist seit zwei Jahren als Journalist bei Radio FREI tätig. Seit April schreibt er außerdem für das Online-Projekt Local Times Erfurt. // M. KRUPPE, geb. 1978 in Pöbneck, Veröffentlichte 2007 den Gedichtband »Krieg im Nimmerland« und 2015 den nicht ganz gewöhnlichen Reiseroman »Lange Nächte in Tiflis«. // EVELYN KOCH, Jg. 1984, lebt und studiert in Jena // STEVE KUSSIN, Jg. 1984, lebt als freier Autor und Schauspieler in Jena, mit »Der ungebetene Gast« erschien gerade sein erstes eigenständiges Werk // ANTONIA LEISE, Jg. 1998, Schülerin am Salza-Gymnasium in Bad Langensalza, wohnt in Reichenbach, Blog unter: www.derzauberkasten.blogspot.com // KY-MANI MÄHR, Schüler, Erfurt // LARA MAIBAUM, Jg. 1999, Schülerin am Arnoldi-Gymnasium Gotha, Schülerpreisträgerin Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2014 // MARIE H. MITTMANN, geboren 1992 in Göttingen, studiert in Erfurt Kinder- und Jugendmedien. Mehrere ihrer Kurzgeschichten wurden bereits veröffentlicht, eine eNovelle erscheint 2016. www.facebook.com/mariehmittmann // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // SHANNON PREHL, Jg. 1998, Schülerin am Salza-Gymnasium in Bad Langensalza, wohnt in Gräfontonna // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // RONNY RITZE, Journalist und freischaffender Autor, Geschäftsführer des Niederburg Verlag Stadtilm, <http://www.ronnyritze.de> // ANDREAS SCHUMACHER, geb. 1981 in Bietigheim-Bissingen, lebt in Walheim und schreibt Lyrik und Prosa. Zuletzt erschien *Die Zeckenbürstenkatzentreppe. Szenen und Erzählungen* im Chaotic Revelry Verlag. www.andreasschumacherinfo.de // GEORG THESSMANN, Jg. 1987, wohnt in Weimar // KRISTIN VARDI, Jg. 1983, hat ihr Studium in Leipzig abgeschlossen und lebt seit August in Paris // JOHANNA VETTER, Jg. 1992, wohnt in Langenwetzendorf, derzeit Studium der Literaturwissenschaften und Philosophie an der Uni Erfurt // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt

